

Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Der Tod des hl. Franziskus
Klasse für figürliches Zeichnen und Malen
Lehrer: Professor Kaempffer

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ



phot. Walter Butze in Breslau

Eisbahn auf dem Waschteiche in Breslau

Aus großer Zeit

Waffen aus dem Jahre 1813. Ein Gegenstand, der in anderen Zeiten erfahrungsgemäß in Museen das große Publikum wenig interessiert, über den das Auge meist flüchtig hinweggeht, wird in diesem Jahre, in der großen historischen Ausstellung in Breslau, die uns die Vorgänge der Jahre 1813—1815 und deren Kultur widerspiegeln soll, hohes Interesse erregen: die Waffen des großen Jahres! Alle diese alten Gewehre, wuchtigen Säbel, Geschoßstücke, Helme, Tschakos, Pistolen, Waffenröcke führen eine recht beredte Sprache. Sie sind die Zeugen der verzweiflungsvollen Kämpfe, die die Freiheit in Preußens Fluren wieder erringen halfen; sie alle ruhten in den Händen treuer Kämpfer, die nicht wichen und wankten, von denen Napoleon nach der heißen Schlacht bei Bautzen angesichts des geordneten Rückzugs der Preußen, von denen nicht einer gefangen genommen wurde, grimmig erklärte: „Verdammt eine solche Metzelei ohne Erfolge, ohne Gefangene! Es scheint, als wollten mir diese Leute nicht einen Radnagel zurücklassen!"*) Sie ruhten in den schwieligen Fäusten braver Landwehrmänner, von denen Napoleon und auch preußische Heerführer anfänglich eine so geringe Meinung hatten, vor denen aber schließlich selbst der harte York achtungsvoll seinen Hut zog. Gar oft bekamen die französischen und die mit ihnen verbündeten Truppen die Wucht der derben deutschen Waffen zu fühlen; denn sehr häufig kam es zum Nahkampf; nicht selten auch verhinderte nasses Wetter das Schießen, sodaß die Truppen mit dem umgekehrten Gewehr und dem Säbel in der Faust den Sieg errangen. An Eleganz und Güte standen die Waffen unserer Truppen den französischen ziemlich beträchtlich nach. Unser Bild zeigt über preußischen Landwehrtschakos und einem Dragonerhelm Säbel und Scheide einer französischen Kürassierwaffe, sowie eine französische Reiterpistole, darüber in der Mitte einen Blücherschen Kavalleriesäbel. Letzterer feierte oftmals, vornehmlich aber in der hitzigen Reiterschlacht an der Katzbach Triumphe. Es war dies in jener letzten Phase des Kampfes, wo gegen 10000 Mann preußischer und französischer Kavallerie mit gleicher Erbitterung kämpften, und die nach Aussage des Generalquartiermeisters Müffling, eines Augenzeugen, ganz das Aussehen eines antiken Kampfes hatte, da wegen des Regens nicht geschossen wurde und man nur das Klirren und Blitzen der sich kreuzenden Säbelklingen und das Schreien der kämpfenden Reiter wahrnahm. Eine hochinteressante Waffe ist schließlich die zur Seite des preußischen Kavalleriesäbels abgebildete. Ist es doch eine handgeschmiedete Freiwilligenwaffe, also eine Waffe, die ein ehrsamer, vaterlandstreuer Schlesier, vielleicht ein Schmied, sich selbst gefertigt hat, um mit ihr den heiligen Kampf gegen die Fremdherrschaft zu führen. Zur anderen Seite des Kavalleriesäbels hängt die zu der Freiwilligenwaffe gehörige Scheide. Fritz Mielert

*) Aus „Bautzen", eines der Schlachtenbücher des Turmverlags Markert u. Co., Leipzig. Preis pro Band 1 Mk.

Waffen vom Jahre 1813
aus dem Geschichts- und Altertumsmuseum in Liegnitz

Ausgrabungen

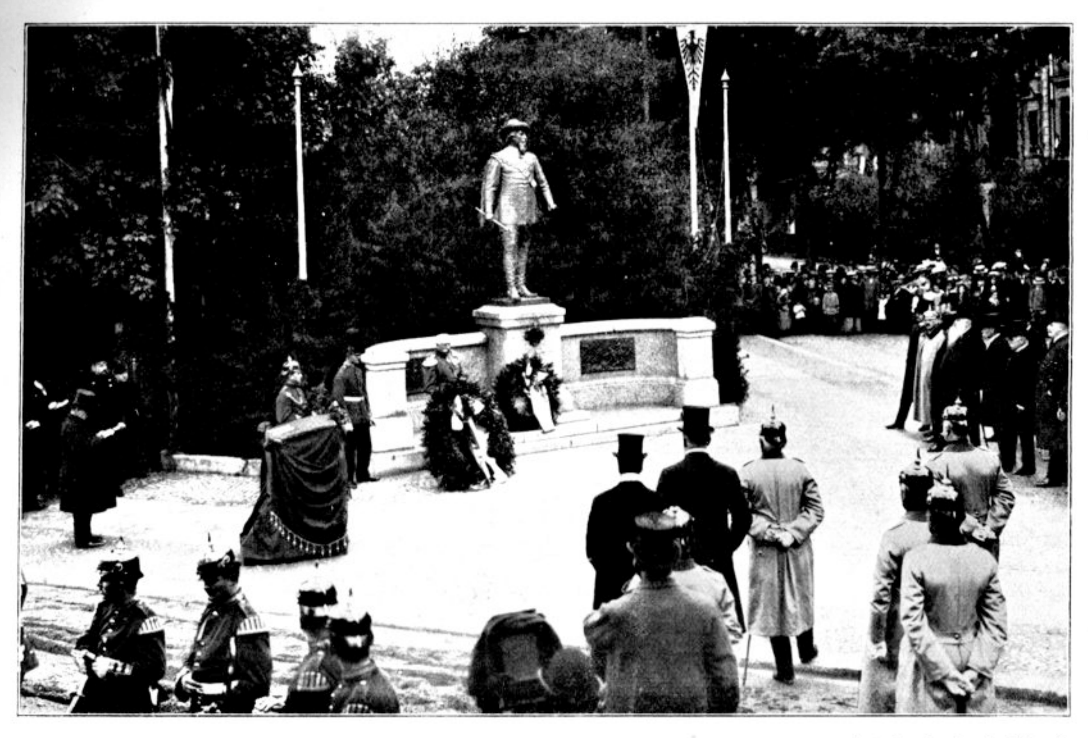
Eine neue Ausgrabung am Zobten. In den letzten Wochen unternahm das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer eine Ausgrabung in der an vorgeschichtlichen Funden reichen Zobtener Gegend. Etwa ein Kilometer östlich der Stadt Zobten war man auf einem Acker des Kaufmanns Eckstein beim Pflügen auf mehrere Mahlsteine gestoßen. Auf Veranlassung des Bürgermeisters Kraus wurde eine Untersuchung der Fundstelle eingeleitet. Auf dem frischgepflügten Felde hoben sich mehr als fünfzig schwarze, rundliche Stellen von dem gelblichen Lehmboden ab, deren Durchmesser einige Meter betrug. Sie enthielten die für Ansiedelungsstätten charakteristischen Kulturreste: Scherben von Gefäßen, Tierknochen, gebrannte Lehmstücke und zerschlagene Steine, die zum Teil durch das Herdfeuer ganz mürbe gebrannt waren. Nach der Form und den Ornamenten der Gefäßreste gehören die Fundstücke in die spätslawische Zeit (etwa zwölftes Jahrhundert). Die Mahlsteine, auf denen damals das Getreide gemahlen wurde, haben nicht nur die Aufmerksamkeit auf die Fundstelle gelenkt und so zur Aufdeckung der interessanten Anlage geführt, sondern sie geben auch weitere wichtige Aufschlüsse. Vor einer Reihe von Jahren untersuchte Dr. Lustig auf Veranlassung des Schlesischen Altertumsvereins ein Fundgebiet bei Gorkau am Zobten, das etwa fünf Kilometer von der jetzigen Fundstelle entfernt liegt. Er konnte feststellen, daß die zahlreichen Trichtergruben am Zobten Plätze waren, an denen der hier anstehende Granit in primitiver Weise gebrochen und zu Mahlsteinen verarbeitet wurde. Da nun die Form, Größe und Gesteinsart der jüngst gefundenen Mahlsteine völlig mit den bei Gorkau hergestellten übereinstimmen und das Alter beider Fundstellen gleich ist, müssen diese Anlagen in näheren Beziehungen zu einander gestanden haben. Vielleicht waren sogar die Bewohner des Dorfes bei Zobten die Besitzer der Gorkauer Steinbrüche und die Verfertiger der Mahlsteine. Dicht bei der alten Dorfstelle befindet sich auf einer Anhöhe ein Urnenfeld aus der Bronzezeit, das noch genauer untersucht werden wird. Auch auf der Flur des Gutsbesitzers Jaeckel sind früher vorgeschichtliche Funde gemacht worden. M. J.

Denkmäler

Arnimdenkmal in Liegnitz. Ein besonders reges Interesse für heimatkundliche Bestrebungen und die ortsgeschichtliche Vergangenheit herrscht in Liegnitz, der modernen „Gartenstadt" mit ihren weltgeschichtlichen Erinnerungen.



Dieses Interesse tritt alljährlich durch irgend eine



phot. G. Hansen in Liegnitz

Die Einweihung des Arnimdenkmals in Liegnitz

edle Tat der Pietät sichtbarlich in Erscheinung. Hierbei ist es in erster Linie der Geschichts- und Altertumsverein in Liegnitz, der anregend und verwirklichend auf den Plan tritt. Im vergangenen Jahre hat er am 26. September zur Erinnerung an den Generalleutnant Hans George in Arnim und die Schlacht bei Liegnitz vom 13. Mai 1634 ein prächtiges Denkmal setzen lassen. Hans George von Arnim gilt als einer der bedeutendsten Männer des dreißigjährigen Krieges und wird geschildert als ein Mann, der, „tiefreligiös, sittenstreng und völlig selbstlos, die meisten führenden Personen jener Zeit überragte." In einer Publikation des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins lesen wir: Das Denkmal soll unser Volk vor Uneinigkeit warnen, indem es an die schlimme Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnert, und den Sieger im Treffen vom 13. Mai 1634 und in ihm die alte, um das Vaterland hochverdiente Familie von Arnim ehren." Das meisterhaft ausgeführte Denkmal stammt von dem Berliner Bildhauer Emil Cauer. Das Kraftvolle der Reckengestalt kommt vortrefflich zum Ausdruck. Das Denkmal steht Ecke Neue Goldberger- und Königgrätzerstraße. Anläßlich der Einweihungsfeier hielten die Herren Stadtrat Dr. Reichert, Graf v. Arnim auf Muskau und Erster Bürgermeister Charlonnier Festreden. C. M. Sch.

Bauten

Erweiterungsbau am hygienischen Institut in Beuthen O.-S. Am 30. November 1912 wurde in Beuthen in feierlicher Form ein Erweiterungsbau für das hygienische Institut seiner Bestimmung übergeben. Ministerialdirektor, Wirklicher Geh. Obermedizinalrat Dr. Kirchner und Geh. Medizinalrat Dr. Finger wohnten als Vertreter des Ministeriums des Innern, Regierungspräsident von Schwerin, Oberregierungsrat Dr. Erbslöh und Regierungs- und Medizinalrat Dr. Krause als Vertreter der Regierung in Oppeln dem festlichen Akte bei. Der mit einem Aufwande von 100 000 Mark aufgeführte Bau, der auf Kosten der Stadt Beuthen errichtet worden ist, während der Staat die Ausgaben für die innere Ausstattung bestritt, erwies sich als eine durch die ungeahnte Entwickelung des Instituts begründete Notwendigkeit. Das Institut selbst ist aus einer hygienischen Station hervorgegangen, deren Schaffung im Sommer des Jahres 1900 erfolgte, und der die Aufgabe gestellt worden war, die damals im Landkreise Beuthen grassierende Typhusepidemie zu bekämpfen. Die anfangs unter der Leitung des Geh. Medizinalrats Professor Dr. Flügge stehende Station galt bis 1903 als detachierte Abteilung des hygienischen Universitätsinstituts in Breslau. In jenem Jahre wurde sie unmittelbar dem Kultusministerium unterstellt und in einem eigens für sie von der Stadt erbauten Hause untergebracht. Bei der geringen Zahl ihres Personals — dem Direktor war nur ein Assistent zur Seite gegeben — konnte sie bei der in den Jahren 1904 und 1905 auftretenden Genickstarreepidemie nur Geringes leisten. Bedeutenden Erfolg dagegen hatte sie betreffs der wissenschaftlichen Erforschung jener damals noch ziemlich mysteriösen Seuche aufzuweisen. Die Anerkennung dieser Verdienste hatte ihre Erhebung zum hygienischen Institut zur Folge, womit zugleich eine Vermehrung ihres Personals verbunden war. Seit geraumer Zeit wurde ihr zugleich die Nahrungsmittelkontrolle für den beinahe gesamten Industriebezirk zugewiesen. Die neuen Aufgaben bedingten den Erweiterungsbau, der anläßlich jener Feier durch den Oberbürgermeister von Beuthen, Dr. Brüning, den Vertretern der Staatsregierung übergeben wurde. Der Anbau bringt dem gegenwärtig unter der Leitung Professors Dr. von Lingelsheim stehenden Institut einen bedeutenden Zuwachs an Räumlichkeiten. Er enthält u. a. einen Vortragssaal, Räume für physikalische Apparate und die Aufnahme von Versuchstieren, sowie für chemische Untersuchungen, ein Laboratorium für den Assistenten, ein physikalisches Kabinett, Räume für bakteriologische Laboratorien, ein Laboratorium für Wasseruntersuchung und Räume für Pest- und Choleraunteruntersuchungen. A.



phot. Eberhard Steine in Breslau

Der ambulante Kaffeeausschank des Breslauer Armenpflegerinnen-Vereins

Gemeindeschulhaus in Weißwasser. In den letzten 35 Jahren ist aus dem kleinen, weltfremden Heidedörflein Weißwasser mit einigen Hundert wendischen Bewohnern ein lebhafter Fabrik- und Industrieort mit fast 13 000 Einwohnern geworden. Infolge dieser rapiden Entwickelung lag es der Gemeindeverwaltung ob, kommunale Einrichtungen zu schaffen, die dem Wachstum des Ortes entsprechen. So wurden zahlreiche Straßen mit Pflasterung versehen, ein Bebauungsplan wurde aufgestellt, die Wasserleitung ist bereits mehrere Jahre im Gebrauch, im Vorjahre konnte das Amtsgericht seiner Bestimmung übergeben werden, und der große, geschmackvolle Rathausneubau wird im Frühjahr 1913 beendet sein. Aber auch die fünf Schulen des Ortes waren nicht mehr geräumig genug. Deshalb beschloß die Gemeindevertretung, an derselben Stelle, wo die alte 1867 erbaute Schule stand, einen Neubau zu errichten, der im Oktober 1912 fertiggestellt wurde. Die Bausumme beträgt ca. 156 000 Mark. Das vollendete Bauwerk zählt unzweifelhaft zu den schönsten Schulbauten der Provinz. Seine Vorzüge bestehen in der Raumausnützung, sowie in der Höhe und Helligkeit der Räume. Der Bau enthält sechzehn Klassenzimmer, die mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet sind. Die Aula weist über 200 Sitzplätze auf. Zu dem für sie von der Firma Förster gelieferten Harmonium spendete Graf Arnim-Muskau 200 Mark. Generaldirektor Krebs stiftete die Büsten des Kaiserpaares, Glasermeister Engelking ein buntes Fenster. Außer zahlreichen Bildern wurden eine Turmuhranlage mit Läutewerk von Fabrikbesitzer Joseph Schweig, drei Korridor-Wandbrunnen von der hiesigen Filiale der Niederlausitzer Bank und der „Bärenbrunnen" im Schulhofe von Buchdruckereibesitzer Hampel gestiftet. Im dritten Stockwerk befindet sich ein Zeichensaal, der noch größer als die Aula ist und von drei Seiten Licht empfängt. Durch Jalousien lassen sich die Belichtungsverhältnisse regeln. Ein Turmaufbau, 28 Meter hoch, krönt das Ganze. Im Erdgeschoß befinden sich die Schuldienerwohnung, die Heizungsanlage, sowie Räume für den Jugend- und Jungfrauenverein. Auch Zimmer für die in Aussicht genommene Kochschule sind vorhanden. Am 6. November erfolgte die feierliche Einweihung. Gemeindebaumeister Busse übergab das Gebäude dem Amts- und Gemeindevorsteher Rummert, der dem Kreisschulinspektor, Superintendenten Froböß, den Schlüssel überreichte. Als Vertreter des Landrats nahm Regierungsassessor Kronig aus Rothenburg teil.

Wohlfahrt

Bekämpfung des Alkoholmißbrauches. Der Breslauer Armenpflegerinnen-Verein, der eine weitverzweigte soziale Fürsorgetätigkeit ausübt, hat es sich neuerdings auch zur Aufgabe gestellt, mit in den Kampf gegen den verderblichsten Feind der Volkswohlfahrt, den Alkoholismus, einzutreten. Aus der Erwägung heraus, daß man den übermäßigen Alkoholgenuß dadurch am besten einschränken könne, wenn man wohlschmeckende, je nach der Jahreszeit erwärmende oder erfrischende Getränke zu mäßigem Preise verabfolgt, hat die Gruppe im vorigen Herbst in den beiden städtischen Wärmehallen am Wachtplatze und am Neumarkt Kaffeeausschankstellen eröffnet. In diesen Hallen verkehren zunächst Arbeiter jeder Art, Handelsfrauen, Hausiererinnen und Laufburschen, aber auch sogenannte Obdachlose. Dieses Publikum spricht den dort gebotenen Getränken fleißig zu. Die Preise sind sehr wohlfeil, Kaffee und Schokolade kosten fünf Pfennig die Tasse, mit Semmel oder Kuchen zehn Pfennig. Jetzt macht man den Versuch, zum gleichen Preise Bouillon einzuführen. In jeder Wärmehalle hat der Verein eine geeignete Frau angestellt, welche die warmen Getränke stets frisch und sorgfältig zubereitet. Durch den guten Besuch der beiden bereits bestehenden Kaffeeschankstellen ermutigt, hat die Gruppe kürzlich noch eine dritte — am Trebnitzerplatz — eröffnet.

Auch ein ambulanter Ausschank ist auf dem Baugelände des neuen Oberpostdirektionsgebäudes ins Leben gerufen worden. In der Arbeitspause erscheint ein der genannten Gruppe gehörender Kaffee-Wagen, bei dem Kaffee und ein Imbiß auf dem Bauplatz erhältlich sind. Der Kaffee wird im nahen Wasserturme frisch zubereitet und findet lebhaften Abgang. Auch diese Einrichtung wird hoffentlich dazu beitragen, den Alkoholgenuß wesentlich einzuschränken. Die Gruppe will ihr Tätigkeitsfeld noch dadurch segensreich vergrößern, daß sie auch den bedauernswerten Familien, deren sogenannter „Ernährer" Trinker ist, ihre besondere Fürsorge zuwendet und das schwere Los dieser Mütter und Kinder durch Rat und Auskunft erleichtert.



phot. Eugen Rosenthal in Weißwasser

Das neue Schulgebäude in Weißwasser O.-L.

Vorsitzende der Gruppe zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauches ist Frau Stadtrat, Justizrat Marck, Magistratsdezernent Magistratsassessor Drache. Die die Aufsicht ausübenden Damen sind Vorstandsmitglieder des Breslauer Armenpflegerinnenvereins. Emmy Busch

Stiftungen

Wollenberg-Stiftung. Ein Legat von hunderttausend Mark hat Kaufmann Albert Wollenberg, ein geborener Löwenberger, seiner Vaterstadt für wohltätige Zwecke vermacht. Es soll den Namen „Robert und Amalie Wollenberg-Stiftung" führen. Die Zinsen des in Wertpapieren angelegten Kapitals sollen am Todestage des Stifters zur Hälfte an Arme jüdischer Konfession in Löwenberg bezw. in Liegnitz, zur anderen Hälfte an Arme anderer Konfession verteilt werden. Außerdem sind von den Zinsen fünfzig Brote am Todestage an Hilfsbedürftige zu verteilen. Ferner sollen jeden Winter 100 Mark zur Beschaffung warmen Frühstücks für arme Schulkinder verwendet werden.

Verkehr

Automobilverkehr Breslau—Zobten. Um einen vorläufigen Ersatz für die noch immer nicht zu erreichende Schnellbahnverbindung Breslau—Zobten zu schaffen, ist seit kurzem eine aus 24 Teilhabern gebildete G. m. b. H. zusammengetreten, welche einen regelmäßigen Automobilverkehr zwischen den genannten beiden Orten eingerichtet hat, und die sich Erster Schlesischer Auto-Omnibus-Verkehr nennt. Am 6. November lief der erste Wagen, ein schmucker, weißlackierter 16/14 P. S.-Auto vom Salvatorplatze in Breslau aus seine Fahrt. Er bietet 24 Personen Raum. Durch diese neueste Verkehrserrungenschaft erhalten einerseits die Bewohner der Provinzialhauptstadt eine schnelle Verbindung mit der Bergstadt Zobten, während andrerseits die Einwohner der auf der Route liegenden Ortschaften Klettendorf, Tinz, Malsen, Gnichwitz, Schiedlagwitz, Mörschelwitz, Rogau und Rosenau in engere Verbindung mit der Großstadt gebracht werden. K.

Unterrichtswesen

Studienanstalt in Hirschberg. Der Stadt Hirschberg in Schlesien hat eine Dame zur Errichtung eines Oberbaus für das Städtische Lyzeum ein Legat von 250 000 Mark vermacht. Die städtischen Körperschaften haben darauf beschlossen, dem Lyzeum eine Studienanstalt mit realgymnasialen Kursen anzugliedern. Der Unterrichtsminister hat hierzu seine Genehmigung gegeben, da er Hirschberg wegen seiner gesunden, kräftigen Gebirgsluft und seiner schönen Umgebung als Ausbildungsstätte für junge, heranwachsende Mädchen ganz besonders geeignet erachtet. Zu Ostern 1913 wird zunächst Klasse VI der Studienanstalt eröffnet werden. Zum Eintritt in diese Klasse sind alle Schülerinnen berechtigt, die die Klasse IV eines Lyzeums oder einer höheren Mädchenschule mit Erfolg besucht haben. In Schlesien hatten bisher nur Breslau, Kattowitz und Liegnitz Studienanstalten. Der Entwicklung der Hirschberger Anstalt sieht man mit besonderem Interesse entgegen. Bisher hatten im wesentlichen in Preußen nur Großstädte Studienanstalten. Aber gerade diese sind vielfach wegen ihrer Unruhe, ihrer schlechten Luft und wegen der den guten Sitten drohenden Gefährdung oft als ein wenig geeigneter Boden bezeichnet worden. Damit junge Mädchen aus kleineren Städten in das fremde Großstadtleben nicht wurzellos verpflanzt werden, ist nunmehr vom Unterrichtsminister einer Mittelstadt die Genehmigung zur Errichtung einer Studienanstalt gegeben worden.

Dr. Dewischeit

Literarisches

Carl Hauptmann in Posen. Dem schlesischen Dichter, der mit Werner Sombart und Anna Teichmüller Posen besuchte, brachte die „jüngste Residenz" an der Warthe große Ovationen dar. Am 29. November las Carl Hauptmann im Hotel de Rome vor einem erlesenen Publikum aus den Panspielen „Im goldenen Tempelbuch verzeichnet" und die packende Novelle „Judas". Bei dem darauffolgenden Bankett feierte Verleger Georg Wagner den Dichter mit beredten Worten. Am 30. November hatte des Dichters wirksames Schauspiel „Ephraims Breite" großen Erfolg. Das begeisterte Publikum jubelte den Dichter nach dem dritten, vierten und letzten Akte mehrmals vor die Rampe. Die Regie Rosserts war vortrefflich; v. Bischoff, Kaiser, Schlegel, Eva, Wiebach und Carla Holm in den Hauptrollen waren hervorragend. Bei einem Tee, der dem Dichter zu Ehren stattfand, sang die Diva des Stadttheaters, Eva Garlitt, Hauptmannsche Lieder in der Vertonung von Anna Teichmüller und erntete, ebenso wie ihr vortrefflicher Begleiter Kapellmeister Dr. Lothar Wallerstein, lauten Beifall. Dem Dichter wurden von Oberregierungsrat von Both einzelne Ansiedlungen, von Professor Dr. Ludwig Kaemmerer das Provinzialmuseum und von Professor Dr. L. Focke die Kaiser Wilhelm-Bibliothek gezeigt.

Karl Wilczynski

Sitte und Brauch

Alte schlesische Weihnachts- und Silvesterbräuche. Die Weihnachtszeit, die Zeit der Wintersonnenwende, ist nach altem Volksglauben die wunderbarste Zeit des Jahres. Besonders in den zwölf Nächten, die mit der Weihnachtszeit beginnen, treten die Geistererscheinungen mehr denn je auf, geheimnisvolles Leben regt sich in den Bäumen und Sträuchern; der Mensch vermag Blicke in die Zukunft zu tun, und verborgene Schätze treten zutage oder können mit geringerer Mühe als sonst gehoben werden. Das Rauschen des Windes in den zwölf Nächten soll den Bäumen Fruchtbarkeit bringen. „Christnebel nährt das Vieh". Deshalb legte man in nebligen Nächten das Futter hinaus, damit das Vieh gut gedeihe. Unser Weihnachtsmahl ist nichts anderes als ein Ueberrest der alten heidnischen Opfermahlzeiten. In manchen Gegenden Schlesiens soll man jetzt noch den Familientisch in der Christnacht gedeckt stehen lassen, damit die Engel ihr Mahl halten können. Auch läßt man das Brot die heilige Nacht hindurch auf dem Tische liegen, damit kein Mangel einkehre. Böse Geister treiben in dieser Zeit ihr Wesen, Hexen, Gespenster, Irrlichter. Gegen sie suchte man sich zu schützen, indem man die Nacht hindurch im Hause Kien brannte. An manchen Orten gingen die Knechte in der Christnacht und an Silvester, mit Peitschen knallend, durch das Dorf, um die bösen Geister zu vertreiben. Die Hauswirte schossen vor ihrem Gehöft mit Gewehren in die Bäume. Dies sollte auch noch den Vorteil haben, daß dann die Bäume reiche Ernten brachten. Zu gleichem Zwecke schlug man in der Christnacht die Bäume mit Ruten oder band ein Strohseil darum. Man schüttete wohl auch die Ueberreste der Festspeise unter die Bäume. Die Festspeisen selbst hatten auch ihre besondere Bedeutung. „Mohn oder Fisch essen am hl. Abend bringt Geld in den Beutel." Die Schuppen eines Weihnachtskarpfen steckte man ins Portemonnaie. Dann, glaubte man, müsse man das Jahr hindurch viel Geld haben. In anderen Gegenden aß man am hl. Abend neunerlei Speisen. Auch das Vieh wurde an diesem Abend besonders reichlich gefüttert. Der Hofhund erhielt Brot und Knoblauch, damit er das ganze Jahr über recht wachsam sei. So manche Kuh bekommt heute noch am hl. Abend eine Schnitte Brot, mit Salz bestreut, damit sie auch im neuen Jahre viel Milch gebe. Man glaubte, daß die Tiere am Weihnachtsabend die Sprache bekämen. Wären sie schlecht gefüttert worden, so könnten sie dann die Herrschaft bei Gott verklagen. Auch sollten die Tiere dann aus der Zukunft prophezeien können. Deshalb legten sich die Pferdeknechte auf die Lauer, um etwas aus ihrer Zukunft zu hören. Der Weihnachtsabend war auch für das Heiratsorakel geeignet. Da schlichen sich die liebebedürftigen Mädchen zum Hühnerstall und warfen etwas unter die Hühner. Dann paßten sie auf, wer zuerst gackern würde; denn „Gackert der Hahn, so setzt's an Moan, gackert die Henne, wer weiß, wenne." Auch über Leben und Tod weissagte man in dieser Zeit. Wessen Schatten am Weihnachtsabend keinen Kopf hat, der wird im Laufe des folgenden Jahres sterben. In der Neujahrsnacht kann man sich auch einen Wechseltaler verschaffen, der immer zurückkehrt, wenn man ihn auch ausgegeben hat. Man steckt eine schwarze Katze in einen Sack. Damit läuft man, während es zwölf schlägt, um die Kirche herum. Kommt man herum, ehe es ausgeschlagen hat, so verwandelt sich die Katze in einen Wechseltaler. Zu den Weihnachtsgebräuchen gehört noch das vielfache Herumziehen der drei Weisen und das Christkindelspiel. Beides sind lückenhafte Bruchstücke von größeren Weihnachtsspielen. Bei ersterem darf natürlich der Mohr nicht fehlen. Er schiebt die Schuld an seiner Schwärze seiner Mutter oder der Magd zu, indem er spricht: „Hätt' sie mich gewaschen, hätt' ich weiße Maschen."

R. Berndt

Der Breslauer Herodes, ein Dreikönigsspiel. Dreikönigstag — das alte „Große Neujahr"! Wohl gehen die heiligen drei Könige noch um, besonders in den schlesischen Gebirgsdörfern: gehen in der Sternennacht über den knirschenden Schnee in weißen, den Meßgewändern ähnlichen Hüllen, goldene Kronen und Bischofsmützen auf den Häuptern, rußgeschwärzt das Angesicht des Mohrenkönigs — und sie singen ein Dreikönigslied und treiben Scherze, wenn es auch nicht gerade königliche sind, und werden belacht und traktiert; denn es sind wohlbekannte Burschen aus dem Dorfe . . . Aber das ist nur ein karger Rest der schlesischen Sternsingerspiele; jener dramatischen Szenen, in denen außer den drei Königen der grimm ausschauende Herodes, sein harlekinartiger Diener Laban, ein Sternträger, Engel und Hirten auftreten. Und diese Sternsingerspiele wiederum waren nur für die Umgänge zugestutzte Fragmente aus den großen Dreikönigsspielen, den Herodesdramen, die an vielen Orten Schlesiens im Mittelalter aufgeführt wurden. — Den verdienstvollen Forschungen Friedrich Vogts ist es gelungen, etliche derselben aus mündlichen Ueberlieferungen ziemlich vollständig zusammenzustellen. So den Heuscheuer- und den Friedersdorfer Herodes; denn in der Grafschaft Glatz haben sie sich am längsten erhalten. Aber besonders interessant ist das Breslauer Herodesdrama. Interessant, weil es zwar nicht einheitlich volkstümlich, aber dafür bezeichnend für die verschiedenen Phasen der schlesischen Weihnachtsliteratur ist. In seinen Hauptgestalten der ältesten Tradition folgend, hat es nebenher auch solche, die ein Beiwerk späteren Wissens sind — ganz mittelalterlich naiv in seinen Anklängen an die Sternsingerspiele, putzt es sich auch wieder mit dem Schwulst des siebzehnten Jahrhunderts. In den schlesischen Provinzialblättern hat es lange wie ein verschollener Schatz gelegen. Für diese hatte es Robert Stett aus einer Handschrift, die er in Hirschberg fand und die vermutlich aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts stammt, niedergeschrieben. Die Ueberschrift besagt: Dieses hl. drei König-Buch gehöret vor Karl Friedrich Jung Breßl. Und in der Breslauer Stadtbibliothek hat sich ein noch älteres Buch gefunden, auf welches sich die Handschrift bezieht, und das denselben Inhalt, aber nicht immer denselben Wortlaut hat. — Zweifellos ist das Spiel aufgeführt worden. Jedoch hat sich die Annahme, daß dies in der Kirche geschehen sei, als irrig erwiesen. Mit der „Gemeine", die dazwischen singt, sind vielmehr die sämtlichen Agierenden gemeint, die mit ihren Gesängen



phot. Mertens und Schmidt in Glogau

Die Jagdgäste des Herzogs von Schleswig-Holstein auf Schloß Primkenau

Fürst Lynar, Graf Hoyos, Großherzog von Sachsen, Botschaftsrat Freiherr von Flotow, Herzog zu Schleswig-Holstein, Oberforstmeister Hofrat Klopfer, Großherzogin von Sachsen, Hofdame Baroneß von Saß, Oberleutnant von Krächt, Hofdame Edle von der Planitz, Herzogin Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, Hofchef von Rochow, von Brochwitz

die in allen Volksspielen vorkommenden Chöre vertreten. Der Dialekt der Schäfer, wie die Hirten heißen, ist, obgleich er der Breslauer Gegend zugeschrieben worden ist, ganz und gar der charakteristische des Gebirges. Inhaltlich setzt das Stück ein mit den Glossen von Herodes Harlekin über das Schlemmerleben am Hofe und dem Ausschreiben der Schätzung. Es folgt das Auftreten der drei Könige, von deren Erscheinen Herodes durch den Harlekin benachrichtigt wird und die Beratung mit den jüdischen Schriftgelehrten, die aus den Propheten die Geburt des gesuchten Judenkönigs in Bethlehem weissagen. Sein Höhepunkt ist die Anbetung im Stalle, nach welcher ein Engel erscheint, der den Weisen verbietet, zu Herodes zurückzukehren, Maria und Joseph mit dem Kinde aber die Flucht nach Aegypten befiehlt. Der nächste Aufzug spielt wieder am Hofe des Herodes und zeigt letzteren aufgeregt über das Ausbleiben der Weisen und den Entschluß zum Kindesmorde fassend. Derselbe wird auch, nachdem der Hauptmann vergebens gewarnt und Harlekin seiner blutgierigen Freude Ausdruck gegeben hat, vorgeführt. Der Schluß bringt eine Lösung, die eine Eigenart des Breslauer Herodes ist. Der Engel erscheint, der Herodes sein Verbrechen vorhält und ihm seine Strafe verkündet. Darüber verfällt Herodes in Raserei und zwar in den Wahn, er sei ein Tier, das geschlachtet werden müsse. So verübt er Selbstmord. Die Insignien seiner Herrschaft nimmt der Harlekin für sich in Anspruch! — Archelaus, der Sohn des Herodes, ist eine Gestalt, die zu dem offenbaren späteren Beiwerk gehört. Ihr Auftreten und ihre Reden im langweilenden Lehrton am Anfange und am Ende des Spiels fallen völlig aus dem Rahmen des Ganzen. H. Herrmann

Vereine

Fremdenverkehr in Schlesien 1913. Aus Anlaß der Jahrhundertfeier 1913 dürften in Schlesien an verschiedenen Orten Feste von größerem Umfange veranstaltet werden. Der Schlesische Verkehrsverband ist bemüht, ein Verzeichnis dieser Feste aufzustellen, das den dem Verbande dienenden Auskunftsstellen im In- und Auslande, sowie der interessierten Presse übermittelt werden soll. Auch sonstige größere Feste, künstlerische und sportliche Veranstaltungen, ebenso Kongresse von nationaler, nicht auf Schlesien beschränkter Bedeutung sollen in der Liste Aufnahme finden. Angaben dieser Art sind an die Geschäftsstelle des Verbandes, Breslau II, Gartenstraße 91, zu richten.

Persönliches

Am 20. Oktober verschied in Breslau der bekannte Musikdirektor Professor **Ernst Paul Flügel.** Er wurde den 21. August 1844 zu Halle a. S. als Sohn des Musikdirektors Gustav Flügel (gestorben 1900 in Stettin) geboren. Die erste musikalische Ausbildung erhielt er von seinem Vater, besuchte 1862 bis 1863 in Berlin das Königliche akademische Institut für Kirchenmusik und war Schüler der Kompositionsklasse der Meisterschule an der Königlichen Hochschule. Er genoß den Privatunterricht Bülows, Fräulein Geyers und Kiels und lebte nach beendigtem Musikstudium als Musiklehrer in Treptow a. T. und Greifswald, wurde im Jahre 1867 Organist und Gymnasialgesanglehrer in Prenzlau und 1879 Kantor an der Bernhardinkirche zu Breslau, begründete in der schlesischen Metropole einen seinen Namen tragenden Verein für gemischten Chor, wurde 1888 zum Königlichen Musikdirektor, 1901 zum Professor ernannt und war seit 1880 erster Musikreferent der „Schlesischen Zeitung". Von seinen veröffentlichten Werken und Kompositionen sind die geistlichen a capella Chöre (Op. 29, 30, 34 (Altdeutsches Weihnachtslied) 38, 39, 50, 51, 55, 60) der 121. Psalm (Op. 22), Mahomets Gesang (Op. 24), „Einem Freunde", Chor mit Orchester und ein Klaviertrio besonders hervorzuheben; beliebt und klassisch sind seine Klavierstücke,

Orgelsachen und Lieder. Flügels Kompositionen sind überaus bildende, dankbare Piecen in Konzerten, eine feine Gabe für „Kunstschmecker", formvollendet und durchgeistigt. Gebauer

Am 17. November vollendete der Direktor des Königlichen Realgymnasiums in Reichenbach, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. **Gustav Weck** sein 70. Lebensjahr. Seit 33 Jahren hat er die Reichenbacher Anstalt geleitet. Mit der Einfügung der Jugendspiele in den Lehrplan hat Direktor Weck — der zuerst als Lehrer in Eisleben, Wittenberg, Görlitz und Ratibor und von 1875 bis 1879 als Leiter des Rawitscher Gymnasiums wirkte — der sportlichen Ausbildung der Jugend in rastlosem Eifer vorgearbeitet. Das Familienalumnat in Reichenbach verdankt seiner Fürsorge für die Schüler seine Entstehung und Entwicklung. Von Wecks pädagogischen Reformen haben in neuester Zeit besonders die neuen „Primapläne" — ministeriell genehmigte Teilung der Prima in zwei Parallelkurse mit vorwiegend sprachwissenschaftlicher bezw. mathemathisch-naturwissenschaftlicher Ausgestaltung — Beachtung gefunden.

Generalleutnant z. D. **Zürn** ist am 19. November in Charlottenburg gestorben. Exzellenz Zürn hat an der Belagerung von Paris teilgenommen und ist mit 18 Jahren als Fähnrich aus dem Feldzug zurückgekehrt. Er war später Mitglied des Ingenieurkomitees, Ingenieur-Offizier vom Platz in Ulm und schließlich Inspektor der 6. Festungs-Inspektion in Metz. Von hier wurde er als Präses des Ingenieurkomitees nach Berlin berufen. Nachdem er hier im März 1911 zum Generalleutnant avanciert war, ließ er sich im Juli 1911 zur Disposition stellen. Exzellenz Zürn war von Geburt Schlesier. Er entstammte dem Pfarrhause in Meffersdorf.

Am 26. November starb in Kudowa der frühere Kommandeur der 21. Infanterie-Brigade, Generalleutnant z. D. **Silvester Jordan**. Am 11. Mai 1849 in Frankfurt a. M. als Sohn eines Oberregierungsrates geboren, trat er 1896 als Fahnenjunker beim Füsilierregiment Nr. 34 ein. 1870 zum Leutnant ernannt, erwarb er sich im Gefecht bei Longeau das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. 1874 wurde er Bataillonsadjutant, 1875 Regimentsadjutant des 34. Regiments in Stettin und 1878 Brigadeadjutant in Brandenburg a. H. In das 2. Schlesische Grenadierregiment Nr. 11 versetzt, wurde er zum Oberleutnant befördert. 1884 wurde er zum Hauptmann, 1893 zum Major und im folgenden Jahre zum Bataillonskommandeur im Infanterieregiment Nr. 82 in Göttingen ernannt. 1899 wurde er Oberstleutnant beim Stabe des Füsilier-Regiments Nr. 40 in Aachen, 1901 Oberst und Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 78 in Osnabrück und 1905 Generalmajor und Kommandeur der 21. Infanterie-Brigade in Schweidnitz. 1908 wurde er in Genehmigung seines Abschiedsgesuches mit dem Charakter als Generalleutnant zur Disposition gestellt.

Am 27. November verschied in Beuthen O.-S. der Ehrenbürger dieser Stadt, Königlicher Baurat **Jackisch** im 88. Lebensjahre. Er ist von 1858 bis 1900 im Dienste des Oberschlesischen Knappschaftsvereins tätig gewesen. Seit der Entstehung des Vereins bis zum Jahre 1900 sind die zahlreichen Krankenanstalten des Vereins ausschließlich von ihm projektiert und unter seiner Leitung gebaut worden.

Am 8. Dezember vollendete der Schriftsteller **Julius Freund** sein 50. Lebensjahr. 1862 in Breslau als Sohn eines Lehrers geboren, ging er 1880 nach Wien, wurde Schauspieler am Burgtheater, 1886 in Hannover, wandte sich aber später in Berlin der Schriftstellerei zu. Er schritt von Erfolg zu Erfolg und gilt heute als Hausdichter des Metropoltheaters in Berlin. Er schrieb u. a. das Libretto zu einer Oper „Mandanika", welche von Viktor Holländer, ebenfalls einem Schlesier, komponiert wurde. H.

Am 16. Dezember beging der Geh. Regierungsrat, Professor Dr. **Wilhelm Förster** in Charlottenburg seinen 80. Geburtstag. 1832 in Grünberg geboren, besuchte er das Magdalenengymnasium in Breslau, studierte in Berlin Mathematik und Naturwissenschaften und erlangte an der königlichen Sternwarte eine Stelle als Assistent. 1865 bis 1904 war er sodann als Direktor dieses Instituts tätig und dozierte seit 1857 gleichzeitig an der Universität. Seit 1891 ist er Präsident des internationalen Maß- und Gewichtskomitees, außerdem Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften und Akademien. Lange Zeit gab er das „Berliner astronomische Jahrbuch" heraus. 1888 rief er die Gesellschaft „Urania", 1891 die „Vereinigung von Freunden der Astronomie" ins Leben. 1892 wurde unter seiner Mitwirkung die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" gegründet. M.

Am 21. Dezember vollendete der Theologe Dr. **Adolf Franz** in Baden-Baden sein 70. Lebensjahr. 1842 in Langenbielau geboren, studierte er in Münster und Breslau Theologie, war 1867 bis 1869 Kaplan in Sprottau, dann Repetent am theologischen Studentenkonvikt in Breslau. Von 1873 bis 1877 war er Redakteur des „Schlesischen Kirchenblattes", 1878 bis 1881 Chefredakteur der „Berliner Germania", seit 1882 Domherr der Kathedrale zu Breslau und Rat der fürstbischöflichen Geheimkanzlei. In den Jahren 1875 bis 1882 war er Abgeordneter für Münsterberg-Frankenstein, 1876 bis 1892 auch Reichstagsabgeordneter für Kosel und Groß Strehlitz. Er veröffentlichte u. a. „Die gemischten Ehen in Schlesien." H.

Der leitende Badearzt in Reinerz, Geheimer Sanitätsrat Dr. **Eberhard Zdralek** wurde durch einstimmigen Magistrats- und Stadtverordnetenbeschluß anläßlich seines 70. Geburtstages und der Feier seiner 40jährigen segensreichen Tätigkeit als Badearzt in Reinerz zum Ehrenbürger der Stadt ernannt.

Kleine Chronik

November

26. Der Großherzog und die Großherzogin von Sachsen treffen zu einem Jagdbesuche des Herzogs auf Schloß Primkenau ein. (Siehe das Bild auf S. 179).

Dezember

1. Der Ballon „Schlesien" des Schlesischen „Vereins für Luftschiffahrt" unternimmt von der Gasanstalt III in Breslau aus seinen 100. Aufstieg.

1. Der Kronprinz und die Kronprinzessin treffen behufs eines viertägigen Jagdaufenthalts in Oels ein.

5. Kronprinz Ferdinand von Rumänien berührt auf seiner Reise Berlin—Bukarest zu kurzem Aufenthalt Breslau.

5. Infolge Selbstentzündung lagernden Rübensamens bricht auf dem Schnitzelspeicher der Zuckerfabrik Maltsch ein gewaltiges Schadenfeuer aus.

Die Toten

November

24. Herr Apothekenbesitzer Egidius Ernst, Neisse.

26. Herr Generalleutnant z. D. Silvester Jordan, Schweidnitz.

26. Herr Stadtältester Fabrikbesitzer Hugo Kauffmann, 73 J., Hirschberg i. Schl.

27. Herr Königlicher Baurat Jackisch, Ehrenbürger der Stadt Beuthen, 87 J., Beuthen O.-S.

28. Herr Justizrat Emmo Freudenberg, Beuthen O.-S.

30. Herr Stadtrat August Kurzbach, 57 J., Schweidnitz.

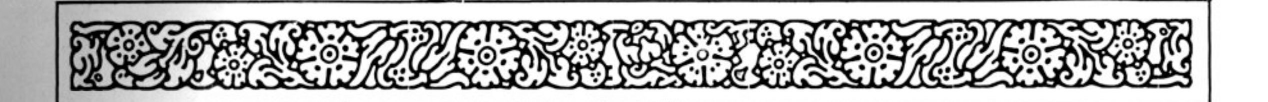
Dezember

2. Herr Bürgermeister Julius Zöllner, 77 J., Bauerwitz.

4. Herr Hauptmann a. D. Hugo Lehmann, 42 J., Breslau.

Herr Rektor Romanus Knetsch, 65 J., Breslau.

6. Herr Professor Dr. Hoefer, Jauer.



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann (6. Fortsetzung)

„Das Prunkgemach!“ sagte Marxdorf. „Salon, Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Audienzsaal, alles zusammen. Eine geniale Lösung der Wohnungsfrage! Hier ist noch ein viertes Zimmer, welches den ökonomischen Angelegenheiten gewidmet ist. Sie sehen, hier befindet sich sogar ein Kochofen, aus Ziegelsteinen gebaut, ferner stehen hier zwei Eimer, ein Besen, den am Morgen die Bergmannsfrau schwingt, die uns bedient, eine Sammlung alter Stiefel, die ich nächstens dem Museum schlesischer Altertümer vermachen werde, sowie ein paar Flaschen mit Petroleum und Oel für die Gruben- und Zimmerlampen. Und nun tun Sie, als ob Sie zu Hause wären, und fühlen Sie sich nicht niedergedrückt durch die Pracht und durch die Großartigkeit dieser Einrichtung.“

Dann ging Marxdorf an den Kleiderschrank und öffnete die Tür desselben. Man sah im Innern des Schrankes einige gute Anzüge und die Paradeuniform Marxdorfs hängen. Aus einer Ecke, in welcher auch der Paradedegen stand, holte Marxdorf eine Flasche hervor und nahm ein Wasserglas, das auf dem Tische stand. Dieses füllte er zum Teil mit der gelblichweißen Flüssigkeit aus der Flasche und sagte:

„Likörgläser gibt es nicht. Wir trinken hier zwar nicht aus Feuereimern, aber aus Wassergläsern, was insofern sehr zweckmäßig ist, als man sich das öftere Einschenken erspart.“

Karl nickte lächelnd und nippte von dem ganz vortrefflichen Getränk. Marxdorf blies unterdes die Flamme unter der Maschine aus, stülpte letztere um, ließ den Kaffee ablaufen und goß ihn nach einiger Zeit ebenfalls in ein Wasserglas. Dann holte er aus der Vorratskammer neben der Küche aus einem Kasten ein Ei heraus, schlug dasselbe auf und schüttete es in den Kaffee hinein.

„Was machen Sie denn da?“ fragte Karl etwas erstaunt.

„Kennen Sie das nicht?“ entgegnete Marxdorf. „Ein Hilfsmittel, wie man es in den Hinterwäldern als Milchersatz verwendet. Durch das Eigelb wird der Kaffee sofort „weiß“, und das Getränk wird dadurch kräftiger. Nun setzen Sie sich aber; ich habe von Ihren Angehörigen erfahren, daß Sie gestern ankommen sollten, und ich freue mich, daß ich einer der ersten Menschen bin, dem Sie, wenn auch ohne Absicht, einen Besuch gemacht haben. Wie geht es der Kunst? Was macht das Doktorat? Wie fühlen Sie sich?“

„Ich danke,“ antwortete Karl, „ich fühle mich wie immer!“

„Und es ist in Ihrem Innern keine Veränderung vorgegangen, seitdem Sie den hohen Grad eines Doktors beider Rechte erlangt haben?“

„Nicht, daß ich wüßte! Weder innerlich, noch äußerlich ist eine Veränderung mit mir vorgegangen, und ich glaube, sie wird auch nicht eintreten, und vor allem keine Aenderung meinen lieben Bekannten und Freunden gegenüber!“ Karl reichte Marxdorf die Hand, die dieser nahm und energisch schüttelte.

„Doktor beider Rechte sind Sie, wie man behauptet: des Rechts und des Unrechts. Nun, nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch! Gestatten Sie mir aber inzwischen, wieder einen Augenblick lang die Köchin zu spielen. Der Appetit kommt nicht nur beim Essen, sondern auch beim Zusehen. Ich merke, daß mein Magen etwas Reelleres verlangt als diesen Eierkaffee.“

Dann holte Marxdorf aus seiner Vorratskammer eine große, harte Schlackwurst und ein Brot heraus, brachte etwas Salz und Butter und packte beides auf den Tisch.

„Das Dejeuner!“ sagte er. „Wenn Sie sich beteiligen wollen, erweisen Sie mir damit eine Freude und eine Ehre. Aber warten Sie nur, wir wollen ein wenig die Skripturen, die auf dem Tische herumliegen, abräumen. Sie sehen, es fehlt die ordnende, weibliche Hand, und wir führen hier eine Wirtschaft wie die Farmer im westlichen Amerika; aber für uns junge, unbeweibte Menschen gibt es nichts Schöneres als das ungebundene Leben.“

Während Marxdorf den Tisch abräumte und die Stöße von Büchern und Skripturen ohne weiteres in eine Ecke packte, fielen einige Bücher auf den Fußboden, der aus festgestampftem Lehm bestand. Karl hob die Bücher auf und las zu seinem Erstaunen auf einem derselben: Viaje por „Espagna‘. Er hatte einen spanischen Sprachführer in der Hand, und auch die anderen Bücher hatten spanische Ueberschriften. Er sah wohl etwas erstaunt auf die spanischen Werke, und Marxdorf sagte daher mit heiterem Lachen:

„Die Sache kommt Ihnen spanisch vor, nicht wahr? Nun, vor Ihnen habe ich kein Geheimnis. Sie sind ein diskreter Mann. Ich lerne seit zwei Jahren Spanisch!"

„Sie verfolgen einen bestimmten Zweck damit?" fragte Karl.

„Natürlich! Teils aus Bosheit, teils aus Pläsier, teils aber auch aus wohlberechtigtem Zweck. Ich bitte natürlich um Ihre Diskretion auf alle Fälle; denn ich möchte mich nicht meinen Bekannten gegenüber, die alle, wie Sie wissen, sehr zum Spott geneigt sind, lächerlich machen. Wenn die Leute erfahren, daß ich hier heimlich Spanisch lerne, nennen sie mich gewiß zum mindesten „den Spanier", und ich verzichte auf diesen Spitznamen. Vor Ihnen habe ich kein Geheimnis weiter, Herr Doktor, und es liegt mir sogar daran, Ihnen einen Beweis meines Vertrauens zu geben. Ich habe einen Bekannten in Argentinien, einen Freund, mit dem zusammen ich auf der Bergschule war. Ich bin sehr reiselustig und möchte ein Stück Welt sehen. Mein Freund hat sich in Argentinien auf einem Bergwerk eine sehr gute Position geschaffen. Er ist nun Direktor einer großen Minengesellschaft. Ich habe beschlossen, ihm nachzufolgen, und als ich vor zwei Jahren meinen Sommerurlaub hatte und auf vierzehn Tage nach Berlin ging, mietete ich mir dort einen lebendigen Spanier und ließ mir von diesem Privatunterricht geben. Nun habe ich mich mit einem Haufen spanischer Bücher in die Einsamkeit zurückgezogen und eifrig spanisch gelernt. Im vorigen Jahre war ich wieder auf vierzehn Tage bei meinem Lehrer in Berlin, und dieser konnte zu meiner Freude bedeutende Fortschritte konstatieren. Es geht also in meinen alten Blechschädel wohl doch noch etwas hinein. Nun habe ich fleißig weiter gearbeitet, und vor einem Vierteljahr habe ich meinem Freunde geschrieben, daß ich nunmehr ziemlich „spanisiert" sei und daß er, wenn er gerade eine Vakanz für einen tüchtigen, arbeits- und reiselustigen, ehrlichen und braven Minenbeamten habe, sich meiner erinnern solle. Ich sage es Ihnen nur, damit Sie nicht überrascht werden, wenn es vielleicht eines Tages heißt: „Der verrückte Marxdorf ist nach Argentinien gegangen!" Natürlich werden die Leute anders darüber denken, wenn ich eines Tages als Bonanza-Fürst, als argentinischer oder mexikanischer Silberkönig, zurückkehre. Man muß an seine Zukunft denken, wertester Herr Doktor. Und nun eine Frage: Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich rasch weiter ankleide, sodaß ich zum Ausgehen fertig bin? Wir schließen dann hier ab und gehen hinunter nach der Mathildegrube, wo ich einiges mit meinem Obersteiger zu verhandeln habe."

„Das paßt mir ganz brillant," erklärte Karl; „denn ich wollte meinem Vater einen Besuch abstatten."

„Bravo!" rief Marxdorf. „Dieser Besuch dauert hoffentlich nicht lange, und wir begeben uns dann zusammen vierbeinig nach dem Bergwerksgasthaus und trinken einen Begrüßungsschoppen. Sie wissen ja, wie der Deutsche ist. Ohne das Trinken geht es nun mal nicht ab, und dieser Tichauer Korn, den ich hier als Frühstücksgetränk kredenzt habe, ist mir denn doch zu despektierlich, um damit ihre Begrüßung zu feiern. Also abgemacht, das Vormittagsprogramm steht fest, und Sie sollen sehen, mit welcher Geschwindigkeit ich mich in ein menschenwürdiges Kostüm stecke."

V

Hinter dem Zechenhause der Mathildegrube lag, von einer besonderen Mauer umgeben, das Gebäude der Schichtmeisterei. Es war ein zweistöckiges, langgestrecktes Haus, dessen Parterrefenster sämtlich zur Sicherheit gegen Einbruch mit Eisengittern versehen waren. In dem Erdgeschoß lagen die Bureaus der Schichtmeisterei, zu denen noch Räumlichkeiten im Oberstocke gehörten, wo ebenfalls Schreiber und Rechnungsbeamte tagsüber saßen. Außerdem befanden sich im Oberstock noch vier Dienstwohnungen für unverheiratete Schichtmeister-Assistenten. Die Beamten waren hier oben untergebracht, damit bei Nachts das Haus auch im Innern nicht ganz verlassen war. Von außen wurde es durch zwei Grubenwächter bewacht, die beständig innerhalb der Ummauerung patrouillierten und in bestimmten Zwischenzeiten die Kontroll-Uhren „stachen."

Sorgfältige Bewachung des Gebäudes war aber auch nötig; denn manchmal lagerten hier Millionen an Geld, besonders in der Zeit zwischen „Schluß-" und „Geldtag". Die Lohnauszahlung an die Arbeiter erfolgte nur einmal monatlich, und nur einmal in der Zwischenzeit wurde auf den verdienten Lohn hin ein Vorschuß am „Schluß" gezahlt. Gerechnet wurde nach Kalendermonaten und zwar so, daß der letzte Sonnabend vor dem Monatsende als Abrechnungstag, als „Schlußtag" galt.

Um den „Schluß" herum gab es große Arbeit. Bis zu jenem Abend hatten die Beamten alle Listen über die Akkordarbeit der Arbeiter, über die Abzüge, die für Pulver, Dynamit, Oel, Petroleum und Knappschaftsbeiträge zu machen waren, für Nichtakkordarbeiter, für Materialien und über gelieferte und verladene Steinkohle an die Schichtmeisterei einzuliefern. Mit Zuhilfenahme der Nächte wurde dann in den nächsten drei bis vier Tagen von den Beamten der Schichtmeisterei die Schlußabrechnung für den Monat aufgestellt.

Dann folgte die Berechnung der einzelnen Konten jedes Beamten und Arbeiters, von welch letzteren allein 1400 vorhanden waren, und vierzehn Tage nach dem „Schluß" fand an einem Sonnabend der „Geldtag" statt, an welchem Beamte und Arbeiter ausgezahlt wurden. Am Nachmittag des „Schluß"-Sonnabends fand die Vorschußzahlung für die Arbeiter statt.

Außer diesen Lohnberechnungen aber, die noch in einer besonderen Kalkulaturabteilung geprüft wurden, besorgte die Schichtmeisterei noch die Abrechnungen mit den Lieferanten und den Kohlenhändlern oder -käufern. Die Lieferanten schafften ständig Maschinen, Schmierfett, Leder zum Kolbendichten, Petroleum, Oel, Pulver, Dynamit, Eisen und Eisenwaren, Zement, Putzwolle, Arbeitsgerät, Karren, Kasten, Pferde, Pferdefutter, Sattlerarbeit, Maschinenkessel, Farben, Firnis, Holz aller Art usw. heran, und die Korrespondenz und Berechnung mit diesen Lieferanten beschäftigte den ganzen Monat über ein halbes Dutzend Menschen. Gleich groß war die Abrechnung mit den Engroshändlern und den Fabriken, welche ständig Kohle vom Bergwerk bezogen, und von denen einzelne nur immer monatlich abrechneten und zahlten, wobei es sich um riesige Summen handelte. Durch die Schichtmeisterei gingen jährlich Berechnungen über fünf bis sechs Millionen Mark, und eben so viel Geld floß hier durch die Hände des Oberschichtmeisters Kornke, der für die ganze Rechnungslegung verantwortlich war.

Der Oberschichtmeister saß in seinem Bureau, das ziemlich behaglich eingerichtet war, und von welchem aus eine gewaltige, eiserne, jetzt halb offen stehende Tür in den Tresorraum hineinführte.

Kornke rechnete mit großem Eifer; dann drückte er auf einen der zahlreichen elektrischen Knöpfe, die an seinem Schreibtisch angebracht waren, und Gasda trat aus dem Nebenzimmer ein.

„Gehen Sie doch einmal nach dem Tresor und zählen Sie die Fässer mit Geld nach, die wir noch dort stehen haben. Ich glaube, wir haben nicht Kleingeld genug für den nächsten Geldtag."

Gasda antwortete mit einem ergebenen: „Jawohl, Herr Oberschichtmeister!" und verschwand in dem Tresorraume, dessen von feuer- und diebessicheren Wänden umgebenes Inneres von zwei Petroleumlampen erleuchtet war, da der Sicherheit wegen Fenster nicht vorhanden waren. An den Wänden dieses Raumes standen drei große Geldschränke, welche verschlossen waren. In einer Ecke lehnten kleine Fässer, verspundet und mit Silbergeld gefüllt. Gasda zählte die Fässer und machte über ihren Inhalt und die Geldsorten, die sie enthielten, nach den Faßaufschriften Notizen.

Kornke hatte unterdes aus seinem Schreibtisch aus besonders verschlossener Schublade eine Ledermappe hervorgeholt, deren Schloß er mit besonderem Schlüssel öffnete, und der er eine Anzahl von Schriftstücken entnahm. In diese vertiefte er sich derartig, daß er geradezu erschrak, als Gasda wieder in der Tür des Tresorraumes erschien und meldete:

„Herr Oberschichtmeister! Es sind für ungefähr dreihunderttausend Mark Kleingeld vorhanden!"

„Damit langen wir nicht!" antwortete Kornke. „Schreiben Sie sofort an unseren Bankier nach Beuthen, daß er uns für Donnerstag noch hunderttausend Mark Kleingeld besorgt, und daß wir Donnerstag vormittag das Geld mit dem Wagen abholen werden. Schreiben Sie sofort, und bringen Sie mir den Brief zur Unterschrift."

Gasda antwortete mit seinem „Jawohl, Herr Oberschichtmeister!" und ging nach dem Nebenzimmer.

Kornke wollte sein Studium in den Papieren der Ledermappe fortsetzen, als an die Tür geklopft wurde und ein Oberhäuer im Arbeitsanzuge eintrat.

„Der Herr Oberschichtmeister möchte doch sofort zum Herrn Bergrat kommen. Der Herr Bergrat sind im Zechenhause und haben gesagt, es wäre sehr eilig!" meldete er.

„Sofort!" entgegnete Kornke, packte mit aller Geschwindigkeit die Papiere in die Mappe, steckte diese in die Schublade des Schreibtisches, die er verschloß; ebenso sorgfältig schloß er die Tresortür, steckte den Schlüssel ein und eilte hinaus. Er kam durch das Zimmer Gasdas, der ihn fragend ansah:

„Wenn Sie mit dem Briefe fertig sind, so unterstempeln Sie ihn mit meinem Faksimilestempel, der auf meinem Schreibtisch liegt, und schicken Sie ihn ab; ich muß zum Herrn Bergrat!"

Dann eilte Kornke hinaus, so rasch es gehen wollte; denn den ersten Beamten des Bergwerks läßt man nicht warten, besonders wenn er selbst sagen läßt, es wäre sehr eilig.

Gasda beendete den Brief an den Bankier; dann ging er nach dem Nebenzimmer, dem Bureau des Oberschichtmeisters, um den Brief zu unterstempeln. Als er an den Schreibtisch trat, sah er auf dem Fußboden ein schlichtes Stück Papier liegen, das wohl aus der Ledermappe herausgefallen war, als der Oberschichtmeister sie in solcher Eile fortpackte. Gasda nahm das Papier auf und warf einen Blick auf die Schrift.

Im nächsten Augenblick nahm sein Gesicht einen gespannten Ausdruck an. Mit Erstaunen las er das Schriftstück, das ein Brief war mit der deutlichen Adresse des Oberschichtmeisters am Kopfe. Das Schreiben war dem Datum nach erst zwei Tage alt und lautete:

„Wir müssen unter allen Umständen darauf bestehen, daß Sie Ihre Differenzen bis zum 15. d. M. begleichen. Es ist ein Geschäftsprinzip, daß wir überhaupt nicht auf Kredit Börsengeschäfte vermitteln. Wir haben bei Ihnen, der Sie unser langjähriger Kunde sind, bisher eine Ausnahme gemacht, indem wir nicht sofort unsere Verbindungen aufhoben, als Ihr Depot erschöpft war. Wir bitten Sie demgemäß, die Differenz von fünftausend Mark, sowie ein neues Depot, wenn Sie sich weiter an Spekulationen beteiligen wollen, an uns einzusenden. Sie würden uns sonst zur Klage zwingen, und es würde uns leid tun, eine so langjährige Geschäftsverbindung abzubrechen."

Als Gasda diesen Brief gelesen hatte, stieß er einen leisen Pfiff aus und las den Brief noch einmal. Darauf sah sich er vorsichtig nach allen Seiten um, obgleich niemand da war, der ihn beobachten konnte, und steckte den Brief ein. Er unterstempelte sodann den von ihm geschriebenen Brief und ging in sein Zimmer, um ihn hier absendungsfähig zu machen.

Als er nach einiger Zeit durch das Fenster sah, daß der Oberschichtmeister mit dem Bergrat den Grubenplatz verließ, sagte er halblaut:

„Die gehen nach Gute-Traugott hinüber. Der Alte kommt vormittags nicht mehr wieder!"

Dann packte er ein paar Formulare in einen blauen Aktendeckel und verließ ebenfalls das Bureau.

Kohlenmesser Siegner saß in seiner Dienststube und sah durch das kleine Fenster nach der Schachtöffnung, um jedesmal einen Strich auf das Papier zu machen, wenn eine gefüllte Schale aus dem Schachte mit zwei Kasten Steinkohlen herauf kam. Vier Striche machte er immer senkrecht, den fünften diagonal durch die vier Striche. Dann begann er in einiger Entfernung eine neue Strichgruppe. Hin und wieder rief einer der Leute, die oben an der Schachtöffnung die ankommenden Kasten mit Kohlen in Empfang nahmen, der „Anschläger", dem Kohlenmesser durch das Fenster zu:

„Holz hängen" oder „Leute hängen" oder „Gezähe hängen", zum Zeichen, daß Holz, das zum Grubenbau gebraucht oder aus zu Bruche gehenden Strecken wieder herausbefördert wurde, oder daß Bergleute und Beamte oder endlich, daß Arbeitsgeräte an Stelle der beiden Kasten mit Steinkohlen auf der „Schale" befördert würden. Das Herauf- und Herunterlassen bezeichnet der Bergmann mit dem Ausdruck „hängen".

Siegner war an die Tätigkeit des Anschreibens so gewöhnt, daß er sie ganz mechanisch machte. Er konnte sich dabei unterhalten, soviel er wollte, er konnte seine Gedanken abschweifen lassen und verpaßte doch nie einen Aufzug.

Jetzt erwartete er seinen Sohn; er wollte ihm eine ernste Mitteilung machen. Bevor aber Karl kam, klopfte es an der Tür der Bretterbude, und auf das „Herein!" Siegners trat Schichtmeisterassistent Gasda mit einem Bogen Aktendeckel, in welchem Formulare und Belege steckten in den Dienstraum des Kohlenmessers.

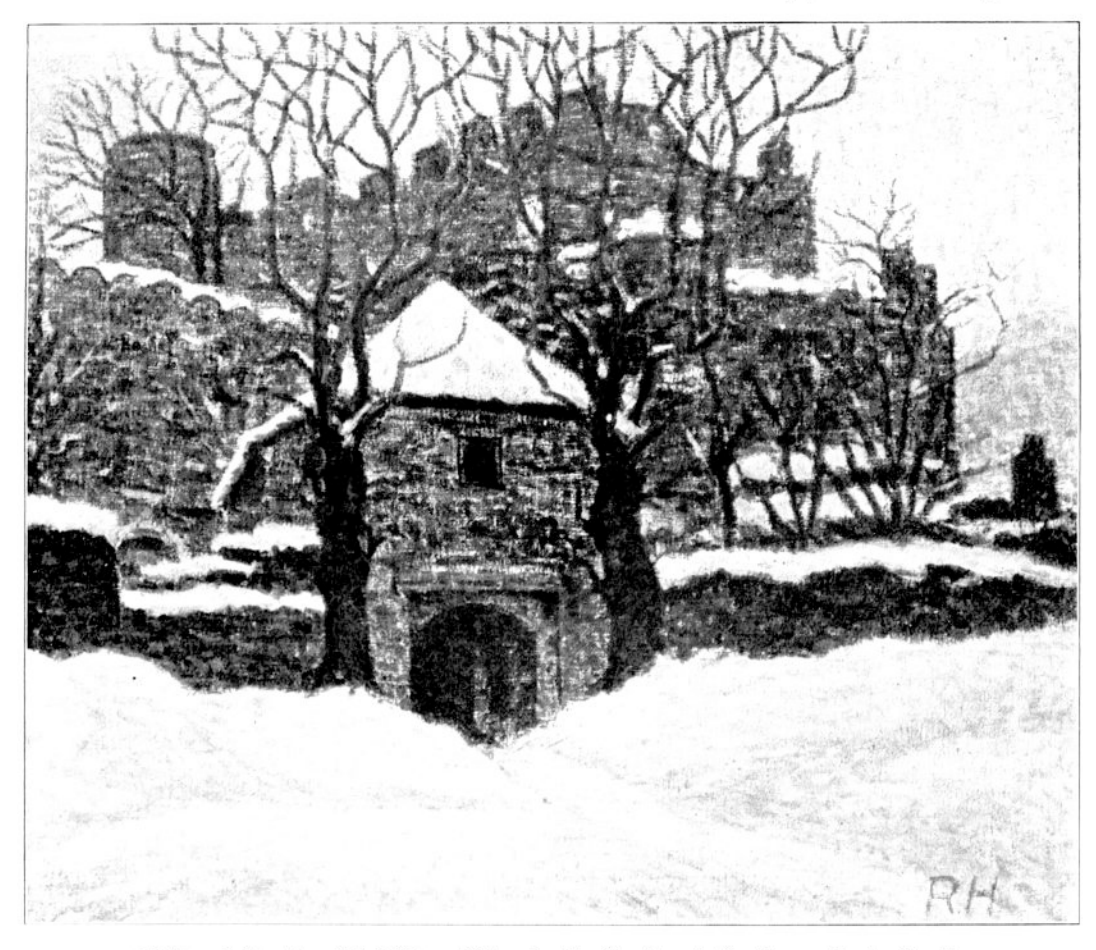
„Entschuldigen Sie, wenn ich störe," begann Gasda. „Ich finde da in der Rechnung für den einen Tag der einen Woche eine Doppelzahl von Ihnen aufgegeben. Diese beiden Zahlen bedeuten doch geförderte Kasten Kohlen?"

„Gewiß, wir hatten an dem Tage nicht genug Eisenbahnwagen; deshalb ist nur ein Teil der geförderten Kohlen in die Eisenbahnwagen gestürzt worden; der andere kam auf die Halde und ist auf Bestand gestürzt worden. Die obere Zahl bedeutet die Verladung, die untere den Bestand. Es war bisher immer so."

In der Tat hätte Gasda wohl wissen müssen, was diese beiden Zahlen bedeuteten. Da er aber offenbar nur die Absicht hatte, mit Siegner ins Gespräch zu kommen, hatte er sich den Vorwand gemacht.

„Na, dann ist ja die Sache gut," sagte Gasda, „da ich aber sowieso vorbeikam, wollte ich einmal direkt bei Ihnen anfragen, Herr Siegner!" Damit ließ er sich auf dem zweiten Stuhle nieder und schien keine Lust zu haben, sofort wegzugehen. Siegner hatte mit dem bedeutend jüngeren Mann sonst keinen persönlichen Verkehr. Er lebte zurückgezogen und hatte eigentlich keine Freunde; vor allem ließ er sich mit den jüngeren Leuten nicht auf große Gespräche ein. Gasda sah prüfend von der Seite den unablässig notierenden Siegner an und schien zu überlegen, wie ihm am besten beizukommen sei. Wenn er nur erst einen Anknüpfungspunkt gefunden hätte. Siegner stand in dem Rufe, ein etwas grober Kerl zu sein, und das will viel heißen, in einer Gegend, wo alle Leute darauf eingerichtet sind, ihre Meinung schlankweg zu sagen, und eine Offenheit und Geradheit des Charakters entwickeln, die manchmal zur Grobheit wird.

(Fortsetzung folgt)



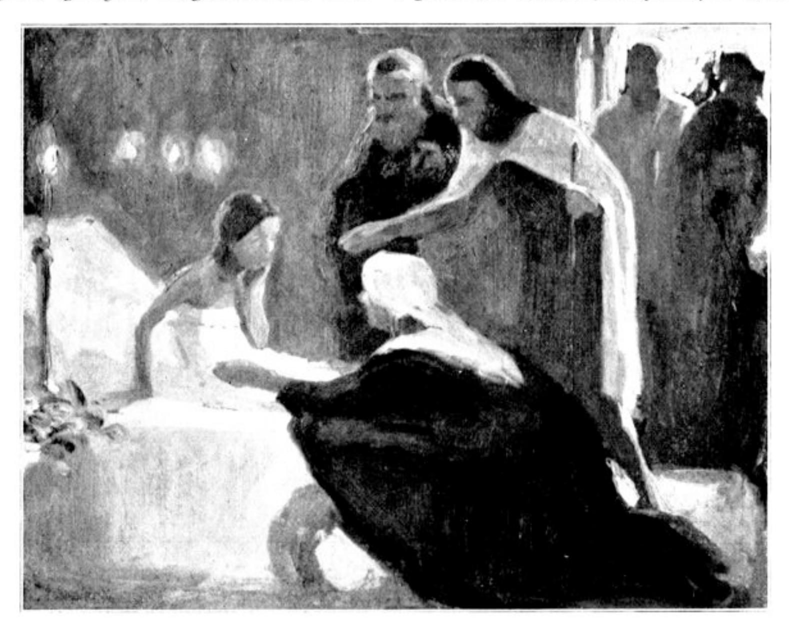
Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Am Kynast
Landschaftsklasse
Lehrer: Professor Morgenstern

G. SIWINNA BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI KATTOWITZ



Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau

Wir beschließen heute die Veröffentlichung von Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau, wie sie auf der letzten großen allgemeinen Ausstellung der Akademie im Juni 1912 zu sehen waren. An die Klassen und Werkstätten, deren Arbeiten im dritten Heft dieses Jahrgangs abgebildet waren, reihen sich heute an die Klasse



Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Erweckung von Jairi Töchterlein
Kompositionsskizze
Klasse für figürliches Zeichnen und Malen
Lehrer: Professor Kaempffer



Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Klasse für Kopf- und figürliches Zeichnen
Lehrer: Maler Busch



Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Klasse für Kopf- und figürliches Zeichnen
Lehrer: Maler Busch

für figürliches Zeichnen und Malen, die für Kopf- und figürliches Zeichnen, die Architektur- und die Landschaftsklasse, die Klasse für Freihandzeichnen und ornamentales Entwerfen und endlich das Seminar für Zeichenlehrer und Zeichenlehrerinnen. Es war von vornherein unsere Absicht, mit dieser Veröffentlichung nur ein Bild der Ziele und Erfolge unserer bedeutendsten heimatlichen Kunstbildungsstätte zu geben, nicht aber die Arbeiten als solche oder gar ihre Verfertiger herauszustellen. Deshalb vermeiden wir auch jede kritische Betrachtung der einzelnen Leistungen, bei denen zu beachten ist, daß es manchmal vielleicht willkürlich gewählte Proben sind. Es fehlt eine Probe der Radierklasse, die unter der Leitung Professor Morgensterns steht, auf die wir aber schon bei der Radierung Hugo Bantaus (Schlesien V, Beilage Nr. 42) hingewiesen haben und auf die wir vielleicht später noch einmal zurückkommen.

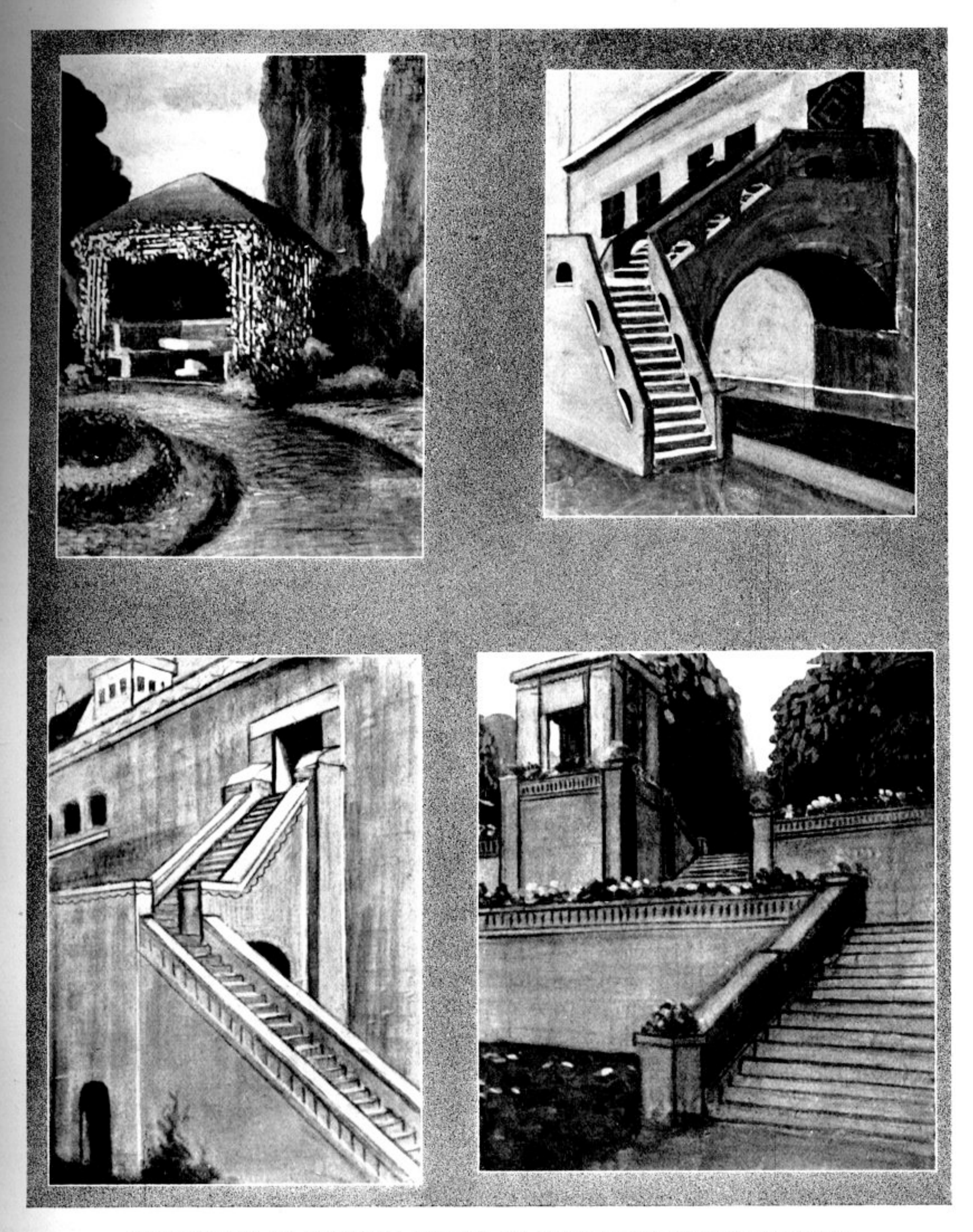
Reichtum und Leben

Von Josef August Lux in München

(Fortsetzung)

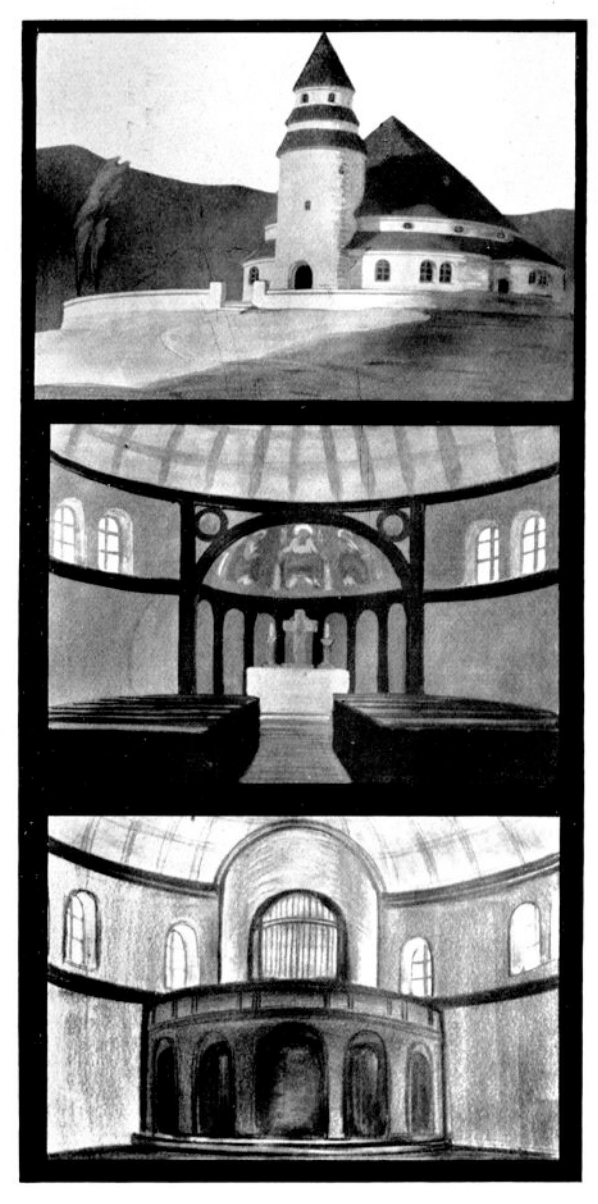
Italien hat seit seinen großen Epochen aufgehört, schöpferisch zu wirken, aber es zehrt noch an dem Ruhme seiner künstlerischen Vergangenheit auch im materiellsten Sinne des Wortes. Das heutige Italien ist wohl nur mehr ein Schatten seiner königlichen Vergangenheit; wie groß muß die Verbrauchsfähigkeit an qualifizierten Erzeugnissen im Volke gewesen sein, wenn der Schneider vor der Kindstaufe zum Dichter lief, weil er des Sonetts zum Feste nicht entbehren zu können glaubte. Um wie viel größer aber war die Fähigkeit der Wertbildung und der allgemeinen Verbrauchsfähigkeit im gotischen Mittelalter, aus dem sich die ganze ungeheure Summe handwerklicher Methoden und Werkzeugsgeschicklichkeiten herschreibt, ebenso wie die wunderbaren Städtebauten mit den herrlichen Domen und Rathäusern als Beispiele einer bis ins kleinste durchgebildeten Volkskultur, die auch im geringsten Erzeugnis den Stempel der vollkommensten, sachgerechten und überlegenen Arbeitsleistung bot. Wenn man bedenkt, daß selbst die bedeutendsten Städte dieser Art nicht mehr als 10 000 bis höchstens 20 000 Einwohner hatten, so bekommt man eine Ahnung von dem Anteil und Eifer, den jeder Einzelne an diesen Schöpfungen hatte, von der hohen Geltung der menschlichen Begabungen und ihrer Leistungsfähigkeit und von dem Reichtum der Lebensführung, die ganz auf das werterzeugende Talent aufgebaut war. Standes- und Klassenvorurteile hatten in der alten gotischen Wirtschafts- und Erziehungsordnung nicht Platz, nur Unterschiede des Könnens und der Tüchtigkeit mochten für das Fortkommen geltend sein. Eine Konkurrenz, die im Sinne von „billig und schlecht" zu überbieten sucht, war undenkbar, weil aller Wettbewerb auf die Ueberbietung in der Meisterlichkeit der Leistung ruhte, und jede Leistung dem prüfenden Blick der Sachkenner und Könner standzuhalten hatte. Jene kaufmännische Ehre, die dem Käufer seine Billigkeit gewährt, die nur noch von der Schlechtigkeit des Produktes und der noch größeren Bedrückung des Arbeiters überboten wird, und die einen zweifachen Betrug, einmal an dem bedrückten Hersteller und das andere mal an dem unwissenden und irregeführten Käufer darstellt, würde mit schimpflichem Pranger bestraft worden sein, zum Unterschiede von der heutigen Wirtschaftsordnung, die eine solche gaunerhafte Findigkeit mit hohen Titeln und Orden auszuzeichnen pflegt. Die sprichwörtliche Tatsache, daß „wer billig kauft, teuer kauft", hat die Betrogenen zu keiner Auflehnung gegen den durch Billigkeit schlechtverhehlten, mehrfachen Betrug zu bringen vermocht. In ihrer Sprichwörtlichkeit liegt bloß die stumpfsinnige und stillschweigende Anerkennung eines notwendigen Uebels, gegen die sich auch die Reizbarkeit der zünftigen Göttin Gerechtigkeit vollkommen teilnahmslos verhält.

Denn, so wird man jetzt mit triumphierender Eckensteherweisheit erwidern, wer kein Geld hat, muß billig kaufen können, und die meisten Leute haben kein Geld! Diese gefällige Erwiderung stellt man gleich auf das Sprungbrett meines Anlaufes. Ich will mich nicht länger als vorübergehend bei der sonderbaren Logik dieser landläufigen Erwiderung aufhalten, daß es gerade immer die Aermsten sein müssen, die am meisten betrogen werden, ich will lieber sofort das unselig verworrene Wirtschaftsproblem anschneiden und fragen, ob denn nicht auch heute noch, wie seit Anfang der Welt jeder einzelne Mensch mit seinen ungeheuren, entwicklungsfähigen Kräften als Wertbildner und einzige Wertquelle, die alles, was ist, erschaffen hat, zu betrachten ist, und ob das einzelne Menschentum, richtig entwickelt, nicht so viel und noch viel mehr hervorzubringen vermag, als es für seinen angemessenen Unterhalt nötig hat? Angemessen ist der Unterhalt erst dann, wenn er zu den Kulturgütern einer Zeit im richtigen Verhältnis steht. Wenn in den Wäldern und Sümpfen, die einst den Boden bedeckten, auf dem heute Berlin steht, der einsam schweifende Jäger mit seiner Kraft und Geschicklichkeit sein Wildbret erlegte, das ihm den Unterhalt bot, so war dieser Unterhalt durchaus angemessen, d. h. im richtigen Verhältnis zur Kulturhöhe seiner Zeit und den von ihr abhängigen menschlichen Ansprüchen. Seither hat sich das Weltantlitz völlig verändert, die gemeinsame Menschenarbeit hat eine unübersehbare Fülle von Gütern hervorgebracht; wo Wälder und Sümpfe lagen, erhebt sich eine glänzende Stadt mit herrlichen Palästen, reichen Läden, lärmenden Vergnügungshallen, und in dieser glänzenden Stadt leben mehrere



Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Material-Stillehre und Entwerfen
Lehrer: Professor Poelzig

hunderttausend Menschen in bitterster Armut angesichts des in der Stadt ringsum angehäuften Ueberflusses an allen möglichen Gütern. Sie leben dort, entblößt von allem Notwendigsten, als genügender Nahrung, Kleidung, Behausung, geistigen Mitteln etc.; aller Rohheit und Unwissenheit, allem Laster und Verbrechen preisgegeben, in einem Kulturzustand, der tief unter jenem des einsam schweifenden Jägers vor nahezu zweitausend Jahren steht. Das glaube ich einen unangemessenen Unterhalt nennen zu dürfen. Was hat die Menschheit bei aller Hervorbringung ungeheuer Reichtümer gewonnen, wenn sie



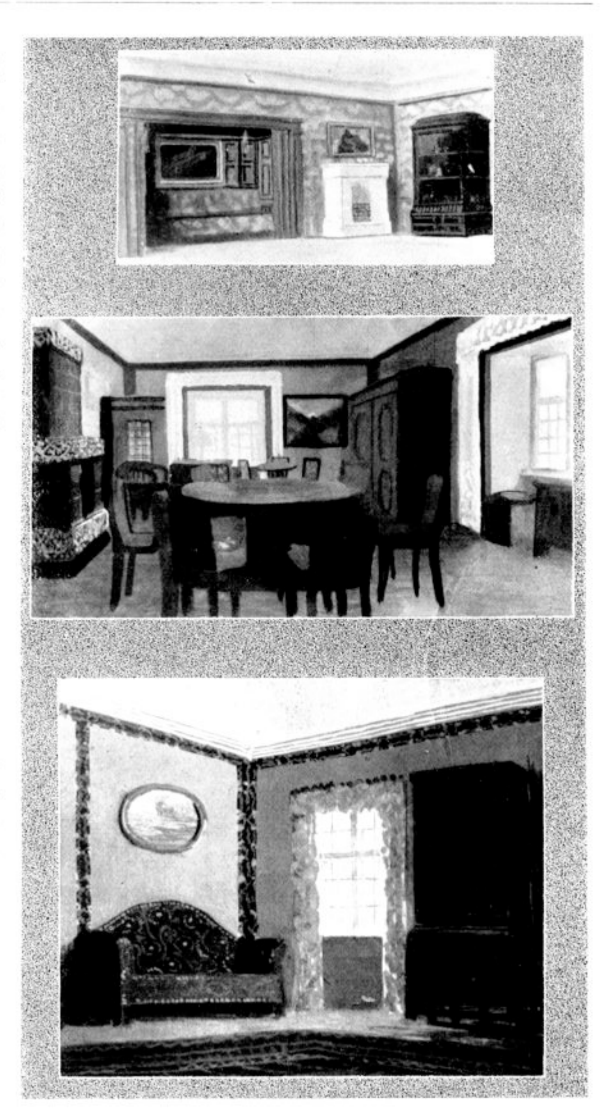
Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Klasse für Architektur
Lehrer: Professor Poelzig

am Ende wie jener mythische König, dem alles, was er berührte, unter den Händen zu Gold wurde, darbend vor der erlesenen Fülle unermeßlicher Gebrauchs- und Verbrauchsgüter steht und bei vollen Schüsseln hungernd zu Grunde geht? Ist dabei nicht ein fauler Zauber im Spiel, der gebrochen werden muß?

Ich kehre zu meiner Fragestellung zurück und nehme als durch die ganze Menschheitsgeschichte genügend erwiesen an, daß alle Hervorbringung, alle Fruchtbarkeit, aller Reichtum an Gütern irgend welcher Art im Menschen beruht. Wenn das zugegeben ist — und ich glaube, es wird keinen ernsthaften Menschen geben, so töricht, diese einfache Wahrheit nicht einsehen zu wollen — dann habe ich für meine Sache so ziemlich alles gewonnen, als deren Ausgangspunkt es immer gilt, daß das kostbarste, wichtigste und höchste Gut, das wir zu pflegen haben, der Mensch ist. Und wenn also das zugegeben ist, muß es nicht für eine furchtbare Schmach und Schande der Menschheit bezeichnet werden, daß sie einen so erheblichen Teil — es ist gewiß der größere —, in Not und Elend verkommen läßt, daß sie längst in der Hilflosigkeit ihrer Lage verlernt haben, ihre Kräfte zur Vermehrung der Schönheit der Erde und ihres eigenen Lebens zu verwenden oder zu entwickeln, und daß sie, so gering ihre Leistungskraft auch geworden sein mag, immer noch mehr geben müssen als sie nehmen? Daß sie, wie wenig sie auch kaufen und erwerben können, wenn sie billig kaufen, immer teuer kaufen und die Hintergangenen sind? Wie roh und abstoßend sie in der Hilflosigkeit ihres Elends auch geworden sind, so tragen sie immerhin noch die göttlichen Male als die Märtyrer der Gesellschaft, die es dahin gebracht hat, daß ein so erheblicher Teil in einem Zustande lebt, der im Verhältnis zu den sonstigen Kulturgütern der Zeit so tief reicht, daß selbst der Jäger oder Fischer der Urzeit ihn an Kultur hoch überragt? So abscheulich und widerwärtig die Laster und Verbrechen sind, die von daher kommen, so fallen ihre blutigen Schatten auf eine Gesellschaft zurück, die sie beschworen hat, indem sie einen allzu leichtfertigen, egoistischen und räuberischen Gebrauch mit dem kostbarsten Menschengut getrieben und in wirtschaftlicher Wahnverblendung überall nach dem Golde geschürft haben, nur nicht da, wo es zutage liegt, im Menschen mit all seinen schöpferischen Fähigkeiten und seinen verderblichen Kräften, wenn er das Opfer des Mißbrauchs geworden. Ich lasse diese Seiten der wirtschaftlichen Schäden vorerst stehen, um bei der Untersuchung der Ursachen und Beseitigung solcher Mißstände dieses Thema wieder aufzunehmen. Ich möchte vorher konstatieren, daß es selbst nach dieser Seite hin noch nicht so schlimm stünde, wenn nicht jener gewiß kleinere Teil der heutigen Menschheit, die als die Besitzenden auf der anderen, sonnigen Seite stehen, ebenfalls dem herrschenden Grundsatz von „billig und schlecht" huldigen würden. Es ist gar nicht wahr, daß die armen Leute, die sich durch ihre Zwangslage entschuldigen können, nach dem Grundsatz von „billig und schlecht" leben wollen. Es sind vielmehr gerade die wohlhabenden Leute, die auch

hierin den Ton angeben und diesen Grundsatz einer betrügerischen Erbärmlichkeit zur Lebensnorm erhoben haben. Wenn das heutige Bürgertum wirklich befähigt wäre, gebildete Ansprüche an die Produktion zu erheben, dann gäbe es plötzlich eine Fülle von Aufgaben in der Welt, daran sich Kräfte und Fähigkeit entwickeln könnten, und ein gutes Gegengewicht für den Pauperismus wäre geschaffen, wenngleich hinzugefügt werden muß, daß dadurch die Lösung des Problems nur umgangen, das Uebel hinausgeschoben aber nicht behoben wäre. Trotzdem ist die Feststellung wichtig, daß die Unfähigkeit der begüterten Klassen den Grundsatz von billig und schlecht zur Norm erhoben, daß die einzige und wahre Wertquelle, die ich schon des öfteren bezeichnet habe, getrübt und verunreinigt, und durch diese Brunnenvergiftung jene wirtschaftliche Pestilenz hervorgerufen, von der oben die Rede war. Diese anerzogene, und, ob arm, ob reich, verallgemeinerte Unfähigkeit, zu unterscheiden zwischen gut und schlecht, Original und Nachahmung, Sein und Schein, die unsere gesamte heutige Kultur bestimmt, ist verhängnisvoll als das Wahrzeichen der gänzlichen Verkennung der werterzeugenden Kraft des Talentes und einer allgemeinen Geringschätzung der schöpferischen Fähigkeit im Menschen, die infolgedessen erheblich zurückgegangen und an ihrer Stelle Einseitigkeit, Genußunfähigkeit, äußere und innere Verarmung, ungeachtet vielfach großer Vermögenszustände hervorgerufen hat.

Statt daß die Armen leben könnten wie die Reichen (soweit es die allgemeinen Kulturmittel einer Zeit ermöglichen), leben die Reichen so wie die Armen. Von einem Plus an grobmateriellen Genüssen abgesehen, hat der wohlhabende Durchschnittsmensch nicht mehr höhere Bedürfnisse und Ansprüche als der unter dem Drucke seiner Armut Entbehrende. Die allgemeine Lebensführung, die nach dem höchsten Stand der Kulturmöglichkeit bemessen sein sollte, ist in der Tat nach der tiefsten Kulturstufe eingerichtet. Die zahllosen, unsichtbaren Verbindungsfäden, die durch das gegenseitige Geben und Nehmen entfalteter und freudig schaffender Kräfte hergestellt, und das soziologisch wichtige Moment der einenden Liebe und Freundschaft, entwickelt auf Grund der Achtung, Anerkennung, Hilfsbereitschaft und Gerechtigkeit, scheinen durchschnitten, die einzelnen isoliert, von Mißtrauen, Haß, Betrug und einer Scheingerechtigkeit umgeben, die den Gewalthaber schützt. Diese Folge mußte notwendig eintreten, als man anfing, das Genie zu fürchten, die Entwicklung und Leistungsfähigkeit der Begabung, die schöpferische Persönlichkeit gering zu achten, ihre Erziehung zu vernachlässigen, und ihre Entfaltung zu hemmen. Die Wertquelle ist nicht nur getrübt und verunreinigt, sondern verschüttet. Ein großer Teil der Arbeit aus den letzten fünfzig Jahren würde, wenn er ungeschehen gemacht werden könnte, nicht vermißt werden; die Welt hätte nur gewonnen, wenn so viele Stoffe und Kräfte, die verarbeitet worden sind, zu einem besseren Gebrauche aufgespart worden wären. Die Versäumnisschuld, die die Besitzenden trifft, ist um so größer, als sie alle materiellen Mittel haben, sich zu bilden und empfänglich zu machen für die Unterscheidung des Guten und des Schlechten,



Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Architektonische Stegreifentwürfe
Klasse für Architektur
Lehrer: Professor Poelzig



Schülerarbeiten der Königlichen Akademie
für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Klasse für Freihandzeichnen und ornamentales Entwerfen
Lehrer: Maler Scheinert

und als sie durch ihre Beispiele hätten erziehlich wirken müssen, wie sie einst mit ihrer Flauheit, ihrer Teilnahmslosigkeit und Engherzigkeit verderblich gewirkt haben. Anstatt die Wertquellen im höchsten Sinne zu steigern und jedes einzelnen Arbeitenden Lust und Freude ergiebiger zu machen, haben sie aus mißtrauischer Furcht alle Zuläufe vermauert und Büttel vor alle Tore gestellt. Der Staat, die Schule, die Gesetze, die Verordnungen, sie leisten alle Bütteldienste für den satten Philister. Sie sorgen mit allen Mitteln, die doch immer wieder durch die Leistungsfähigkeit der werteschaffenden höheren Kraft des Talentes aufgebracht werden müssen, für die Züchtung der Unkraft, der Unfähigkeit und der unterwürfigen Mittelmäßigkeit, also gerade das, was die Welt am wenigsten braucht. Diese Klasse Menschen, die selbst genügsam dahinlebt, und an ihre äußere Umgebung keine Ansprüche zu stellen gewohnt ist, kein Schönheitsempfinden und vor allem kein Persönlichkeitsempfinden und kein Unterscheidungsvermögen besitzt, sich mit Surrogaten begnügt, und einem ungefähren Schein, die also den heutigen Durchschnitt bildet, hat als einflußreiche Majorität alles nach ihrem Durchschnitt eingerichtet. Sie lebt schlecht, wohnt schlecht, hat schlechte Schulen, schlechte Verordnungen, schlechte Häuser, schlechte Wirtschaft, schlechte Leistungen auf allen Gebieten.

Sie ist nur bedacht auf Fügsamkeit und Unterwürfigkeit. Sie will Ruhe haben und sicher sein. Vor dem Talent gibt es keine Ruhe und Sicherheit. Und das soll nicht sein. Alles geschieht verordnungsmäßig: Drill, Prüfung, Ausübung. Jeder wird für ein bestimmtes Fach erzogen, alle sind Fachmenschen, die bald über ihr Fach nicht mehr hinausgehen. Dürfen wir uns wundern, daß wir heute so schlechte Hausbauer, schlechte Erzieher, schlechte Aerzte, schlechte Anwälte, schlechte Priester, schlechte Beamte, schlechte Arbeiter, schlechte Künstler und noch schlechtere Fabrikanten und Kaufleute haben? Werden nicht die edelsten und idealsten Berufe aus der niedrigen Voraussetzung ergriffen, daß sie ein gutes Geschäft zu werden versprechen, oder daß sie zumindest eine kärgliche, aber sichere Versorgung gewähren? Tun nicht die Menschen die Arbeit, die sie tun, nur weil sie müssen und nicht, weil sie eine innere Notwendigkeit und Begeisterung dazu treibt? Ist es nicht eine Bedingung jeder guten Arbeitsleistung, daß die Arbeit gern geschieht. Sollte nicht jede Arbeit gern geschehen? Man ist leicht geneigt, zu sagen, daß es eine Menge Arbeiten gibt, die nur gezwungenermaßen getan werden können. Ich gebe das für unsere bestehende Wirtschaftsordnung gern zu und behaupte auch, daß in dieser sonderbaren Ordnung das Meiste, das geschieht, nur gezwungenermaßen geschieht. Es sieht auch meistens danach aus. Eine andere Frage aber ist, ob es nicht möglich sein sollte, und ob es für die Menschheit nicht fruchtbringender wäre, daß jegliche Arbeit gern getan würde, eine Frage, die ich im Laufe dieser Auseinandersetzung zu beantworten hoffe. Freilich ist die Lösung nicht möglich vom herrschenden Standpunkt des „Faches“ aus, der es alsbald dahinbringt, die Gemeinnützigkeit und den Wert jeglicher anständigen Arbeit zu übersehen und zu verkennen, wenn sie nicht „ins Fach“ schlägt. Bald hat jeder sein Fach, in dem er flucht und stöhnt und schwitzt, und auf das er dennoch hochmütig pocht, weil er wie in Scheuklappen darin steckt, und verlernt hat, oder weil er nie gelernt hat, den Blick aufs Ganze zu

halten. Die Welt scheint dann nur des Faches wegen da. Was dienen soll, wird plötzlich Herrin. Bald ist nicht mehr der Lehrer wegen der Schüler da, sondern die Schüler wegen des Lehrers, der Staat wegen der Beamten, die Kranken wegen des Arztes, die Käufer wegen des Händlers. Wir wollen auch leben! geht der Ruf. Durch Verordnungen im Zaume gehalten, durch schulmäßigen Drill selbständigen Denkens und Schaffens entwöhnt, ohne jemals zur Erkenntnis, geschweige denn zur Entfaltung der natürlichen und fruchtbaren Anlagen gelangt zu sein, geht man im allgemeinen seinem Fach entgegen, aus dem der möglichste Profit herausgequetscht wird oder mit dem man sich eben abfindet. Hat einer sein Fach, dann ist ihm alles andere Hekuba. Alles scheint richtig und gut im frommen Untertanenverstand besorgt, nur eines hat man dabei vergessen, das kostbarste und wertvollste Gut, den Schrein aller Fruchtbarkeit und Werte, die das Leben erst lebenswert machen: den Menschen.

Aus diesem Vergessen sind alle Uebel entstanden. Was soll nun geschehen?

Bevor ich mich auf diese Untersuchung einlasse, will ich das Monstrum unserer Wirtschaftspolitik einmal auf eine andere Seite hinwerfen, um deren Blößen zu zeigen.

Ich leite die Gedanken auf jene Urstufe der Wirtschaftsgeschichte zurück, da der einsame Jäger und Fischer von der Beute lebte, die ihm sein Werkzeug und seine Geschicklichkeit einbrachte. Er hatte den vollen Genuß seiner Fähigkeiten und lebte auf der Kulturhöhe seiner Zeit. Er lebte aber immer nur von dem einen Stück, das er erlegte, und konnte auf seiner Stufe eine Wirtschaftstätigkeit größeren Umfanges nicht entfalten, weil er erlegtes Wild im Vorrat nicht aufspeichern konnte. Seine Existenz hing immer mehr oder weniger von der Gunst oder Ungunst äußerer Umstände ab. Erst als er anfing, die Tiere, statt sie zu töten, zu zähmen, ihren Stand zu vermehren, ihre Milch, ihr Fleisch, ihre Felle zu verwerten, hatte sein Dasein eine breitere und sicherere Grundlage. Diese höhere Kulturstufe war aber erst durch die gemeinsame Zusammenarbeit mehrerer Menschen ermöglicht, durch eine ganze Familie, einen ganzen Stamm. Diese gemeinsame Arbeit war so produktiv, daß eine Familie Tausende von Herdentieren ihr eigen nennen konnte, und einen Ueberfluß besaß, den der Einzelne nicht hätte aufbringen können. Als der Stamm zu zahlreich wurde, und der Herdenstand zu groß, machte sich die Notwendigkeit fühlbar, den Boden nicht einfach abzugrasen, und andere Weideplätze aufzusuchen, sondern ihn in Ackerland zu verwandeln und einen neuen, ungeahnten Reichtum zu erschaffen. Auch hierin erblicken wir das Ergebnis eines umfangreicheren Zusammenwirkens, das immer mehr Kräfte zur Entfaltung und zur schöpferischen Tätigkeit bringt. Im Verstande der nationalökonomischen Schule würde es heißen, daß in jenem Zustande der Naturalwirtschaft Grund und Boden die Quelle des volkswirtschaftlichen Wohlstandes war. „Die Erde allein ist die Quelle aller Güter". Ich wage es, diese Behauptung als eine nur sehr oberflächliche Definition zu bestreiten. Die Erde als Quelle aller Güter war auch für den entbehrungsreichen



Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Klasse für figürliches Zeichnen und Malen
Lehrer: Professor Kaempffer



Schülerarbeiten der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Seminar für Zeichenlehrer und Zeichenlehrerinnen
Lehrer: Maler Hanusch

einsamen Jäger und Fischer vorhanden, dem sie nicht annähernd den gleichen wirtschaftlichen Wohlstand gewährt hatte. Die Erde hätte auch dem Ackerbauer nicht den höheren Wohlstand gegeben, wenn nicht eine andere ursprüngliche Quelle vorhanden wäre, damit die Erde zu befruchten, daß sie gäbe, dessen der Mensch bedarf. Der Mensch allein ist das Maß der Dinge, Schöpfer und Befruchter, ohne dessen Fähigkeit zu erschaffen, die Dinge gleichgültig sind, und leblos, auch der Grund und Boden. Die ewigen Zwecke und Absichten der Natur sind unbekannt; Natur ist nur soweit bekannt, als sie der Mensch in seinem Bewußtsein und seiner Tätigkeit erschaffen. Alles was ist, ist seine Erfindung. Die schöngeformten Krüge, mit denen Rahel zum Brunnen ging, und der steingefügte Brunnenrand sind im Grunde genommen der gleichen Fähigkeit entsprungen, jenem Talente, das ich die wahre Wertquelle nenne, wie die reiche Frucht, die der Acker trägt, und die nie zustande gekommen wäre, ohne sein schöpferisches Talent, die Pflugschar zu erfinden, das Feld zu bestellen, das Samenkorn zu ziehen, und zum höchsten Ertrag zu bringen. Es ist daher ganz falsch zu sagen, die Erde allein ist produktiv. Sie ist produktiv, oder ist es nicht, je nachdem es der Mensch ist oder nicht. Um sie produktiv zu machen, mußten eine Fülle anderer Erfahrungen gesammelt und positive Werte erzeugt werden, die bis auf den heutigen Tag gerade so wichtig sind und produktiv wie der Feldbau, die nötigen Gerätschaften, alles was das Leben umgibt und bereichert, die Worte des Trostes und der Liebe, die Forderung der Gerechtigkeit, die Symbole aller Verehrung, hohe Kunst, viele

Werte, wenn auch zum Teil nicht greifbar oder sichtbar, doch von größter Wichtigkeit und Fruchtbarkeit, weil sie eine geistige oder seelische Besitzergreifung bedeuten, die immer vorausgeht, wenn je eine reale Besitzergreifung oder Verwirklichung erfolgen soll. Die seelischen Antriebe und Empfindungen, als die fruchtbarsten und folgenschwersten Mächte, sind als unmeßbare Größen von den Volkswirten grundsätzlich aus ihren Betrachtungen ausgeschieden, wodurch die Fehler und Unzulänglichkeiten ihrer Systeme einigermaßen erklärlich werden und weshalb zu verstehen ist, daß sie der Kunst keine Bedeutung einräumen wollen. Zu ihrem eigenen unnennbaren Schaden hat die Menschheit vergessen, daß sie nichts wahrhaft Dauerndes und Nützliches tun kann ohne die Kunst. Daß diese es ist, die den Menschen in das rauhe Dasein leitete, ihn lehrte, die Scheibe zu drehen, das Samenkorn in die Erde zu legen, das Höchste, dessen er fähig ist, zu verwirklichen. Die Kunst hätte sich nie von allem Schaffen und Arbeiten trennen dürfen, die Kunst als Notwendigkeit, als Können, als Gestalten in vollendetster Form und das Bilden aller materiellen und immateriellen Werte. Erst wo sie verabschiedet wird, als das Entbehrliche, Unnütze, als Angelegenheit einer besonderen Klasse von Nichtstuern, beginnt der Niedergang der Menschheit mit allen furchtbaren Folgeerscheinungen. Wenn also die Zusammenarbeit mehrerer und schließlich vieler Menschen die wertbildende Kraft ihrer Talente so befruchtete, daß sie einen solchen Ueberfluß hervorbrachte, um wieviel größer mußte der Wohlstand werden, wenn sich ihre Zahl verzehn- oder verhundertfachte. Man stelle nun zum Vergleich neben die vorigen Beispiele eine Menschenansammlung, wie sie etwa eine der berühmten Städte des gotischen Mittelalters mit 10 000 Einwohnern darbot. Ich glaube nicht, damit gerade das idealste Beispiel gewählt zu haben; trotzdem wird man zugeben müssen, daß diese nach heutigen Begriffen geringfügige Einwohnerzahl in ihrer Kunst- und Gewerbetätigkeit einen solchen Reichtum an Werten hervorgebracht hat, der heute noch unsere Bewunderung erregt. Noch größer ist das Staunen, wenn man die hohen Arbeitslöhne, die allgemein bezahlt wurden, erfährt. Ums Jahr 1400 erhielt ein gewöhnlicher Taglöhner sechs bis acht Groschen Wochenlohn. Nach dem damaligen Geldwert kostete ein Schaf vier Groschen, ein Paar Schuhe zwei Groschen; der Wochenlohn entsprach daher einem heutigen Geldwert von dreißig Mark. Für die Lohnbezüge der damaligen Handwerksgesellen setzte z. B. die sächsische Landesverordnung fest: „Für einen Handarbeiter mit Kost wöchentlich neun neue Groschen, ohne Kost sechzehn Groschen. Den Werkleuten sollten zu ihrem Mittag- und Abendmahle nur vier Essen, an einem Fleischtag eine Suppe, zwei Fleisch und ein Gemüse; auf einen Freitag und einen anderen Tag, da man nicht Fleisch isset, eine Suppe, ein Essen grüne oder dörre Fische, zwei Zugemüse; so man fasten müsse, fünf Essen, eine Suppe, zweierlei Fisch und zwei Zugemüse und hierüber achtzehn Groschen, den gemeinen Werkleuten aber vierzehn



Schülerarbeiten der Königlichen Akademie
für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Seminar für Zeichenlehrer und Zeichenlehrerinnen
Lehrer: Maler Hanusch

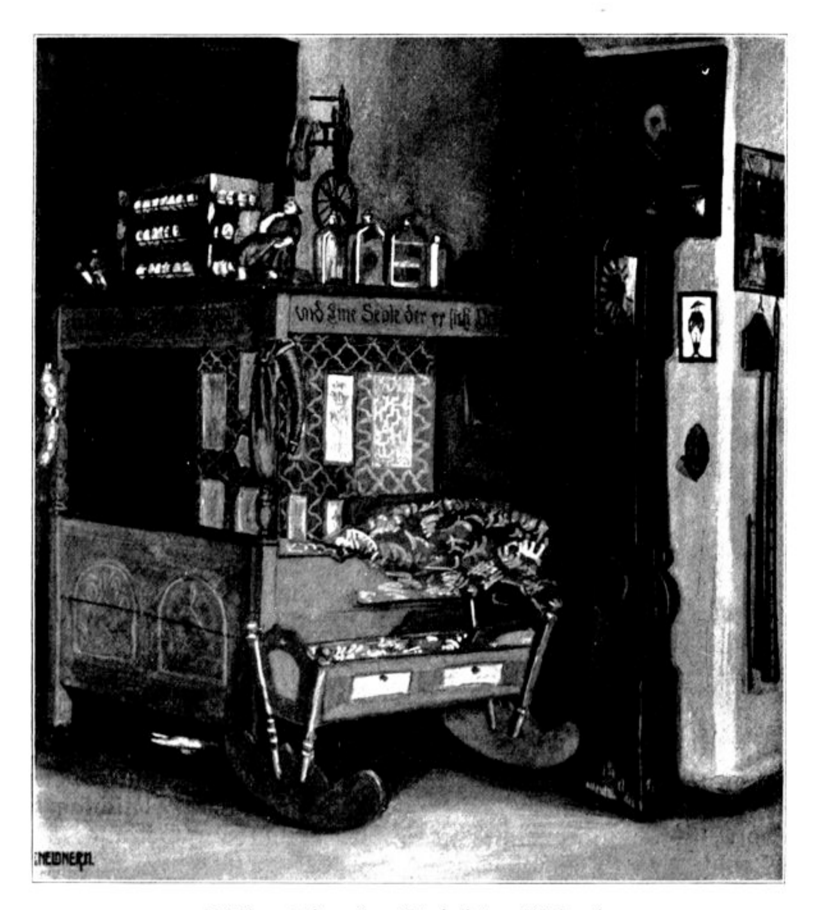
Groschen wöchentlicher Lohn gegeben werden; so aber dieselben Werkleute bei eigener Kost arbeiten, so solle man dem „Polierer" über siebenundzwanzig Groschen nicht geben."

Da außer den streng geheiligten Sonn- und Feiertagen auch der Montag als sogenannter „blauer Montag" von den Gesellen als freier Tag zur Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten beansprucht wurde, so ergab sich pro Woche eine bloß viertägige Arbeitszeit, die auch an diesen Tagen geregelt war. Zur weiteren Beurteilung der Lohnhöhe mag der Preiswert eines ganzen Scheffels Korn dienen, der nur sechs Groschen vier Pfennig kostete. Güte und Preise der Lebensmittel standen unter Stadtaufsicht. Gewicht, Preis, Qualität waren, bei sonstiger strenger Strafe, genau vorgeschrieben. Besonderes Gewicht legten die Genossenschaften auf die Qualität der Erzeugnisse in Material und Ausführung. Den Meistern, die unehrlich in Arbeit und Handel waren, wurde das Recht des Handwerkbetriebes genommen und die Ware selbst verbrannt.

So lebte die arbeitende Menschheit in den Städten des gotischen Mittelalters auf der Kulturhöhe ihrer Zeit, so wie der einzelne der Jäger- und Fischervölker, der Hirtenvölker und Ackerbauvölker seiner Arbeit und der durch seine Arbeit geschaffenen allgemeinen Kulturhöhe gemäß leben konnte.

Der Wert war die Arbeitsleistung und die Leistung hatte ihren Lohn nach ihrem Werte. Die Arbeit mußte den Preis wert sein, aber der Preiswert bildete sich nie auf Kosten des Arbeiters. Die Grundlage des Preiswertes bildeten vielmehr jene Ansprüche auf einen angemessenen Unterhalt und die solide Arbeitsleistung, die solche Ansprüche rechtfertigt.

(Fortsetzung folgt)



Schülerarbeiten der Königlichen Akademie
für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau
Klasse für Freihandzeichnen und ornamentales Entwerfen
Lehrer: Maler Scheinert



Aus den „Schlesischen Schattenspielen"
Liebesszene aus: „Don Pedrillo"
Geschnitten von F. Winkler-Tannenberg

Von Nah und Fern

Schlesische Schattenspiele

Ein neues künstlerisches Unternehmen ist unter dem Titel „Schlesische Schattenspiele" am 15. November im Schiedmayersaale in Breslau vor die Oeffentlichkeit getreten, mit verdientem guten Erfolge. Die Leiter der Schattenbühne, der Breslauer Maler Friedrich Winckler-Tannenberg, und der heimische Schriftsteller Fritz Ernst beabsichtigen damit die vor einigen Jahren von Alexander von Bernus in München versuchte Renaissance des Schattentheaters bei uns durchzuführen. Auch der Gründer und Leiter des „Marionetten-Theaters Münchener Künstler", das die neue Blüte des alten Puppenspiels verkörpert und in ganz Deutschland einen vorzüglichen Ruf genießt, voriges Jahr auch ja bei uns zu Gaste war, ist ein Breslauer, der Schriftsteller Paul Braun. Die Zeit für die Wiederbelebung des Schattenspiels aber dürfte bei der jetzigen neuerlichen Vorliebe für die Silhouette recht günstig gewählt sein.

Das Programm des Premierenabends, das in späteren Vorstellungen mit Glück erweitert worden ist, vereinigte wohl nicht ohne Absicht verschiedene, mit einander nicht harmonierende Stilarten. Am meisten schlug ein: „Doktor Faust, eine moralische Schattenkomödie in drei Akten und einem Nachspiel in der Hölle nach dem Urfaust des Mittelalters". Diese derb naive, zum Teil sehr komische, phantastische Komödie eignete sich vortrefflich für die Bedingungen, unter denen die Figuren gestikulieren und agieren. Dem Schicksal Faustens, der die Teufel regiert und den Späßen Kasperles, seines Dieners, folgte man mit vollem Interesse und Behagen, bis der „Herr Dr." in den Riesenhöllenrachen des Lindwurms Stoffelius hineinspazierte. Weniger geeignet für die Art der Darstellung war Hofmannsthals „Der Thor und der Tod". Hier blieb es bei einem interessanten Versuche. Sehr nett aber wiederum wirkte die spanische Romanze von „Don Pedrillo" und Liliencrons „Die Musik kommt".

Die von Winckler-Tannenberg geschnittenen Bühnenbilder und Figuren verdienen in ihrer sehr geschmackvollen Eigenart volles Lob, nur möchte man sie sich im allgemeinen etwas größer wünschen. Das Zusammenspiel ging glatt von stattem und die rezitatorisch wie technisch Mitwirkenden, Fräulein Julia Barsch, sowie die Herren Ferdinand Aufricht, Paul Baron, Fritz Ernst und Lothar Krausche hatten gleichen Anteil an dem Erfolge des interessanten Abends.

Bahnen auf die Schneekoppe

Das österreichische Eisenbahnministerium hat einem Advokaten die Bewilligung zur Vornahme technischer Vorarbeiten für eine schmalspurige Kleinbahn mit elektrischem Betriebe von der Station Freiheit-Johannisbad über Marschendorf nach Petzer und von da auf die Schneekoppe nebst einer Abzweigung von Freiheit nach Johannisbad erteilt. Der Riesengebirgsbahn-Gesellschaft in Berlin ist die Genehmigung zu den Vorarbeiten für eine elektrische Bahn Krummhübel—Brückenberg—Riesenbaude erteilt worden. — Die schlesischen Tageszeitungen brachten diese kurzen Nachrichten vielfach mit einer Gleichgültigkeit, die uns hier garnicht angebracht erscheint. Es gibt sehr klar und richtig denkende Heimatfreunde, die es geradezu eine Entweihung der Schneekoppe nennen, wenn in Zukunft Bahnen von zwei Seiten her dem merkwürdigsten Berge Schlesiens zu Leibe rücken und damit die Häßlichkeit hinauftragen, die jedem unnatürlich gesteigerten Fremdenverkehr anhaften. Denn wenn auch noch die letzten Mühen des Auf- und Abstieges verschwinden, so verschwindet auch in der Masse des Publikums der letzte Respekt vor der großen Natur, und dann ist für feiner

Empfindende der Aufenthalt auf dem lärmerfüllten Berggipfel kein Genuß mehr, sondern eine Qual. Es macht dabei keinen allzugroßen Unterschied mehr, ob die Bahn den Faulenzern möglich macht, in Johannisbad oder Krummhübel niederzusitzen und auf dem Gipfel aufzustehen und auszusteigen, oder ob sie nur bis Riesenbaude führt. Auch bedeutet schon das Einschneiden der Bahn in die Hänge der Bergrücken eine bedenkliche Gefahr für das Landschaftsbild. Die äußerste Vorsicht hierbei wäre das Allermindeste, was man an Rücksichtnahme von diesen Unternehmungen fordern müßte. Hoffentlich tun die beteiligten Regierungen alles, was in ihren Kräften steht, zum Schutz der Erhabenheit und Schönheit des höchsten Berges der Sudeten.

Bilderschmuck in den Eisenbahnwagen

Von dem Bunde deutscher Verkehrsvereine, der Königlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe, dem Deutschen Buchgewerbeverein und der Firma R. Voigtländers Verlag in Leipzig ist ein Ausschreiben erlassen worden zur Erlangung von Lithographien, die in die Eisenbahnabteile der D-Züge als Bilderschmuck angebracht werden sollen. An dem Preisausschreiben sind bisher 31 Orte oder Landschaften mit zusammen 58 Bildern beteiligt. U. a. sollen hergestellt werden: das Rathaus in Breslau (Südostansicht), Kreuzkirche und Dom in Breslau (Blick auf Kreuzkirche und Dom mit Dampferstaffage), der Schneeberg und die Heuscheuer. Die Bilder erhalten das Format 17 × 28,5 Zentimeter und eine erklärende Unterschrift in deutscher Sprache.

Die Mode

„Die Mode" lautete das Thema des ersten Vortrages dieses Winters im Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien. Herr Max von Boehn vom Königlichen Kunstgewerbemuseum in Berlin hielt ihn, und das Zauberwort hatte begreiflicherweise eine große Anziehungskraft, namentlich auf die Damen, ausgeübt.

Man hat die Mode, so sagte der Redner, unbeständig und widerspruchsvoll, also unvernünftig genannt, und doch unterwirft sich ihr die gesamte Kulturmenschheit ohne jeden Zwang vollständig. Man hat sie auch die sichtbar gewordene Form des Zeitgeistes genannt und ihr eine geschichtliche Notwendigkeit zusprechen wollen, aber ganz zu Unrecht; auch geht sie nicht zurück, wie manche wollen, auf die Initiative hervorragender Persönlichkeiten. Woher kommt es, so kann man anderseits fragen, daß die Mode in der Gegenwart so überaus einförmig ist. Während die Besitzverhältnisse heute ebenso weit auseinandergehen, wie die politischen oder sonstigen Anschauungen, bedeckt trotzdem eine Hutform die verschieden gesinntesten Köpfe, ein Rockschnitt alte wie junge Herzen, ein Hosenschnitt gerade und krumme Beine. Der von der französischen Revolution geborene und nie wieder zum Schweigen gekommene demokratische Gedanke ist die eine Erklärung dafür, die andere die Industrie, die auch das Kleidermachen fabrikmäßig betreibt, und die dritte der Nachahmungstrieb. Letzterer fördert die Bequemlichkeit, sich so anzuziehen wie die anderen; er hindert durch die Kleidung aufzufallen, was als schlechter Ton in der Gesellschaft gilt, und er veranlaßt die niederen Schichten ebenso angezogen sein zu wollen, wie die oberen.

Unsere heutige Herrenmode, kleidsam und doch für die Arbeit nicht hinderlich, ist fünf Vierteljahrhunderte alt und geht zurück auf den schlichten Anzug des englischen Bürgers jener Zeit. Es ist der Anzug, der in Deutschland als der Werthers berühmt wurde. Die französische Revolution hat ihm die Stulpenstiefel genommen und das Beinkleid bis zum Knöchel verlängert. Die Farbe trat seitdem immer mehr zurück, den Rock verdrängte das sackförmige Jackett. Nur der Frack, jetzt von Herren und Diener zugleich als Zeichen der „Gleichheit" getragen, ist noch ein Ueberbleibsel aus der Zeit des Rokoko. Jedes ästhetische Empfinden für seine eigene Kleidung hat der Mann völlig eingebüßt.

Bei der Damenmode gewahren wir, daß gewisse Erscheinungen mit oft nur unwesentlicher Aenderung der Form in regelmäßigen Zwischenräumen sich genau wiederholen. Die Mode bewegt sich in einem richtigen Kreislaufe von dem Ideal: Dick zu dem Ideal: Dünn mit einer Umlaufszeit von ungefähr einem Jahrhundert. Aber sie hat nicht nur die Neigung, die Frau vom Pol des Extrem-Schlanken zu jenem des Extrem-Runden zu wirbeln, sie rotiert außerdem noch mit zentrifugaler Kraft um die einzelnen Körperteile. Ob es sich um die Frisur, die Taille, den Aermel oder den Rock handelt, immer strebt die Mode in der Linie ihrer Entwickelung bis zur äußersten Uebertreibung und zieht sich dann langsam wieder zurück. Sobald sie mit allen Veränderungen fertig ist, fängt sie wieder von vorn an. Die Mode ist also nicht launisch und willkürlich, sondern wandelt sich ab mit der Regelmäßigkeit eines Naturgesetzes. Deshalb sind auch alle Versuche, sie reformieren zu wollen, vergebens. Die Patrioten, die von der Deutschtümelei ausgingen und eine nationale Kleidung verlangten, die Aesthetiker, Künstler und Hygieniker, sie haben mit ihren Vorschlägen alle nichts erreicht.

Die ebenso amüsanten wie geistreichen Ausführungen, die mit einer Prophezeiung der Wiedergeburt der Krinoline schlossen, wurden durch eine Reihe von Lichtbildern schlagkräftig bewiesen und fanden lauten Beifall.

Feinsteinzeug und Schmelzware

Im Verein für Deutsches Kunstgewerbe in Berlin sprach kürzlich der Direktor der Königlichen keramischen Fachschule in Bunzlau, Dr. Pukall, über Feinsteinzeug und Schmelzware, die der Redner als Stiefkinder der Keramik bezeichnete. An der Hand einer Ausstellung von Erzeugnissen seiner Fachschule erläuterte er zunächst den Begriff des Feinsteinzeugs. Obwohl aus dem ordinären, salzglasierten Steinzeug, als dessen Typus das rheinische anzusehen ist, hervorgegangen, bildet es in verfeinerter, zum Teil lichtdurchlässiger Form bei dichtem Scherben und mit wirklicher Glasur versehen, den Uebergang zum Porzellan, rangiert also in der Mitte zwischen beiden oder neigt, je nach der geringeren oder stärkeren Lichtdurchlässigkeit und der mehr silbergrauen oder fast weißen Farbe, bald mehr nach dem Steinzeug, bald nach dem Porzellan. Somit ähnelt es nicht nur einem großen Teile meist als Porzellan bezeichneten, wohlbekannten chinesischen oder japanischen Erzeugnissen, sondern ist mit ihnen direkt identisch. Die außerordentliche Dekorationsfähigkeit jener orientalischen Erzeugnisse ist hinlänglich bekannt und immer ein Gegenstand des Neides für die europäischen Porzellanfabrikanten gewesen. Professor Dr. Hermann Seeger schuf nach seinen Untersuchungen der ostasiatischen Steinzeuge das nach ihm benannte Porzellan und gab mancherlei Anregungen, welche zuletzt zu der richtigen Erkenntnis führten. Der Einführung des Feinsteinzeugs, das in Japan sogar eine höhere Einschätzung als das wirkliche Porzellan erfährt, steht heute auch in Europa nichts mehr im Wege, zumal es an den nötigen Materialien hierzu, guten plastischen Steinzeugtonen, sowie Feldspat und Quarz, nicht mangelt. Wie in Japan und China, so könne es auch bei uns sehr wohl gerade den Kleinbetrieb beschäftigen, zumal es sich aus mancherlei Gründen für den Großbetrieb sowieso nicht eigne. Man hat damit in Bunzlau bereits einen vielversprechenden Anfang gemacht und dem Handwerk, welches bei guter Schulung sehr wohl imstande ist, hierin Qualitätsware zu liefern, somit ein Arbeitsgebiet erschlossen, welches ihm vom Großbetriebe nicht leicht entrissen werden kann. Die ausgestellten Erzeugnisse aus Feinsteinzeug bestanden sowohl aus Gebrauchsgeschirren aller Art wie Kaffee- und Teeservicen, als

auch aus den feinsten Ziergeräten wie Figuren, Vasen und dergleichen. Mit besonderer Wärme nahm sich der Redner der vom Markte der modernen Keramik fast ganz verschwundenen Schmelzware an. Ihr ehrwürdiges Alter sowie die beispiellosen Triumphe, welche gerade diese Erzeugnisse von jeher, insbesondere während der Renaissance in den Arbeiten der Familie della Robbia und in der italienischen Majolika, ferner während des achtzehnten Jahrhunderts in den französischen und holländischen Fayencen gefeiert haben, beweisen hinlänglich ihren kunstgewerblichen Wert. Die Verbannung der Schmelzware aus den Wohnungen ist ein bedauerlicher kultureller Rückschritt gewesen. Ein Ersatz dafür etwa durch das Porzellan oder das Steingut ist nicht erfolgt. Daher ist eine Lücke geblieben, welche bis zum heutigen Tage nicht geschlossen worden ist. Es ist daher nicht verständlich, daß im gegenwärtigen Zeitalter der Wiedergeburt des Kunstgewerbes nicht auch eine Wiederbelebung der Schmelzware versucht wird. Sie würde wie keine andere geeignet sein, gerade die modernen keramischen Bestrebungen in geschmacklicher Hinsicht zum Ausdrucke zu bringen und mancherlei Wünsche der Architekten in Bezug auf die dem deutschen Charakter entsprechende Ausstattung der gut bürgerlichen Wohnungen zu erfüllen. Wenn das Porzellan mehr die vornehme, exklusive Ausstattungsform darstelle, so käme die Schmelzware dem Ausdrucke des Gemütvollen, Intimen, Stimmungsvollen, kurz Gut-Bürgerlichen, mehr entgegen und sollte daher in unserer Wohnungseinrichtung wieder mehr berücksichtigt werden. Wenn auch bis aufs Aeußerste eingeschränkt, so sei die Schmelzwarenfabrikation doch noch keineswegs erstorben; sie bestehe sogar noch dicht vor den Toren Berlins, in Velten, beschränke sich jedoch notgedrungen auf die Fabrikation weißer Schmelzkachelöfen und farbiger Wandplatten. Die moderne Technik und das Können der modernen Künstler ermöglichen es ohne weiteres, die alte Schmelzwarentechnik im modernen Sinne wieder zu beleben. Die leichte und billige Herstellbarkeit dieser Waren verbunden mit ihrer außerordentlich ausgebildeten Dekorationsfähigkeit wird es auch den weniger Bemittelten gestatten, ihre Wohnräume wieder mit geschmacklich höher stehenden keramischen Erzeugnissen auszustatten und somit der Trostlosigkeit ein Ende zu machen, die in dieser Beziehung gegenwärtig herrscht. Mit dem Hinweis auf die aus Veltener Material in der Bunzlauer Fachschule gefertigten Probestücke (siehe die Abbildung in Schlesien VI Seite 143 oben) mit reicher Verzierung und einer Ermunterung der Zuhörer zur Unterstützung der auf die Wiederbelebung der Schmelzwarentechnik gerichteten Bestrebungen schloß der Redner seine interessanten Ausführungen, denen die Zuhörer, die den großen Festsaal des Künstlerhauses bis zum letzten Platz füllten, lebhaften Beifall spendeten. Die anschließende Diskussion bestätigte, welch nachhaltigen Widerhall der Vortrag und seine Anregungen gefunden hatten.

Vereine

Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien. In der am 25. Oktober im Vortragssaale des Kunstgewerbe-Museums abgehaltenen satzungsgemäßen Hauptversammlung, mit der das neue Geschäftsjahr des Vereins eröffnet wurde, wurde nach Erstattung des Jahres- und Kassenberichtes durch die Herren Dr. Buchwald und Okrusch und der Entlastung des Vorstandes der bisherige Vorstand und Ausschuß wiedergewählt. Der Vorstand besteht demnach aus den Herren: Photograph Götz, Dr. Buchwald, Buchbindermeister Okrusch, Dekorationsmaler Streit, Architekt Michael und Kunsttischlermeister Konietzy. Neugewählt wurden in den Ausschuß Kunsttischlermeister Helbig.

Dem Jahresberichte ist zu entnehmen, daß im vergangenen Geschäftsjahre sieben Vortragssitzungen, ein Winterfest, ein Sommerausflug stattfanden, ebenso wie alljährlich eine Verlosung von Erzeugnissen schlesischen Kunsthandwerkes, die ausschließlich von Mitgliedern des Vereins herrührten. Auf dem 22. Delegiertentag des Verbandes Deutscher Kunstgewerbevereine in München war der Verein durch den Vorsitzenden vertreten. Es wurde beschlossen, den Delegiertentag im Jahre 1913 in Breslau abzuhalten. Der Verein wird also nach acht Jahren das zweite Mal die Freude haben, die Delegierten des Verbandes Deutscher Kunstgewerbevereine in Breslau willkommen zu heißen.

Die Zeitschrift „Schlesien“, das Organ des Vereins, vollendete im Berichtsjahre den 5. Jahrgang. Der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums wurden auch dieses Jahr wieder 150 Mark für Neuanschaffungen überwiesen. Aus dem Stipendienfonds wurde dem Buchbindermeister Johannes Petzsch auf seinen Antrag hin eine Reisebeihilfe für den Besuch von Museen und Werkstätten in Leipzig und München gewährt. Im vergangenen Jahre ist auch die Abrechnung der Schweidnitzer Ausstellung, d. h. der korporativen Ausstellung des Vereins auf der Schweidnitzer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung, im Jahre 1911 erfolgt und hatte, ebenso, wie die Ausstellung nach außenhin, ein gutes Ergebnis insofern, daß nicht einmal die aus Vereinsmitteln für diesen Zweck bewilligte Summe verausgabt wurde. Selbstverständlich hat den Vorstand auch die Frage der Beteiligung des Vereins an der Jahrhundertfeier in Breslau 1913 beschäftigt. Die Verhandlungen haben aber zu einem endgültig negativen Ergebnis geführt, obwohl Direktor Masner schon aus Mitteln des Kaiser Friedrich-Fonds bei einer Beteiligung des Vereins eine finanzielle Beihilfe erwirkt hatte. Vorgesehen war die Beteiligung in bescheidener Weise, dergestalt, daß in geschmackvoller Form Läden mit leichtverkäuflichen Erzeugnissen schlesischen Kunsthandwerkes eingerichtet werden sollten, in Räumen, die man von der Ausstellungsleitung erhoffte. Es ergab sich aber schließlich doch, daß die Summe, die dafür seitens des Vereins aufgebracht werden mußte, in keinem Verhältnis stand zu dem zu erwartenden ideellen Erfolge. Es wurde deshalb vom Vorstand und Ausschuß beschlossen, die Kräfte des Vereins zu sparen, um die jetzt auf dem Scheitniger Festplatze geschaffene Ausstellungs-Möglichkeit in späterer Zeit zu einer würdigen Kunstgewerbe-Ausstellung zu verwerten. Die Mitgliederzahl beträgt gegenwärtig 556.

Aus dem Kassenberichte ergibt sich ein Bestand des Vereinsvermögens mit 617,71 Mark, ein Bestand des Ausstellungs- und Wettbewerbs-Fonds von 1251,86 Mark und ein Bestand des Stipendienfonds von 9883,60 Mark Der Voranschlag für das nächste Jahr, der genehmigt wurde, balanziert in Einnahmen und Ausgaben mit 8750 Mark.

Schlesischer Bund für Heimatschutz. Der Schlesische Bund für Heimatschutz gibt jetzt „Mitteilungen“ heraus, die in zwangloser Folge erscheinen sollen. Aus der Nr. 1 dieser Mitteilungen stammt der Aufsatz über die Bahnen auf der Schneekoppe in diesem Hefte.

Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Ohlau. Die stetig wachsende Mitgliederzahl der Gesellschaft hat es ermöglicht, für die Monate Oktober bis März ein interessantes Programm von Vorträgen aus den Gebieten der Naturwissenschaft, der Altertumskunde, der bildenden Kunst, der Musik und Literatur aufzustellen, das von auswärtigen Gelehrten und Fachmännern aus Ohlau als Rednern bestritten wird.

Kunst- und Gewerbeverein in Rybnik. Der Verein beabsichtigt, in diesem Winter eine Ausstellung von Altertümern aus Rybniker Privatbesitz zu veranstalten. Ein besonderer Ausschuß nimmt Anmeldungen — um alte Bücher, Porzellan, Zinn, Möbel, Bilder wird gebeten — entgegen und wird die aufzunehmenden Gegenstände beurteilen.

Neue Bücher

Die Städtebau-Ausstellung in Dresden vor zwei Jahren hat der Diskussion eine derartige Fülle von Material geliefert, daß ohne entscheidende Reformen sie nicht mehr zum Schweigen gebracht werden kann. Schon damals war der Wunsch ausgesprochen worden, dieses Material nicht wieder in alle Winde zerstreuen zu lassen. Es ist im höchsten Grade erfreulich, daß wenigstens diesem Begehren die Erfüllung geworden. Werner Hegemann, der Leiter der Ausstellung, hat im Auftrage des Arbeitsausschusses ein umfassendes Werk (Der Städtebau, Berlin, Ernst Wasmuth) zusammengestellt, dessen erster Teil eben erschienen ist. In ihm besitzen wir eine städtebauliche Entwickelungsgeschichte der Reichshauptstadt. Wir sehen die beiden Wendensiedelungen Kölln und Berlin im Laufe der Jahrhunderte Zelle um Zelle ansetzen, hören von der etwas autokratischen, aber sehr weisen Siedelungspolitik der brandenburgischen Markgrafen und der preußischen Könige und sind erschreckt über die Verwilderung, die eine einseitige Interessenpolitik im 19. Jahrhundert anrichtete. Statt großzügig für ganze Generationen vorzusorgen, wird mit kleinen und kleinlichen Mitteln gewirtschaftet, statt der Entwickelung Wege zu weisen, werden notdürftig die durch versäumte Gelegenheiten gemachten Fehler gut zu machen versucht, statt auf die weitblickenden Reformer, die auch in Berlin mit jeder Entwickelungsphase ihre Stimme erhoben, zu hören, dürfen Kirchturms- und Interessenpolitik die Stadtentwicklung vorschreiben. Diese ungestörten Stimmen — so schmerzlich die Feststellungen für uns, die Opfer dieser Taubheit, auch sein mögen — gesammelt zu haben, war verdienstlich. Auf jeder dieser Seiten, mag es sich um Fragen der Bebauung, des Verkehrs, der Hygiene, um soziale oder künstlerische Maßnahmen handeln, spürt der Leser, daß die meisten Unzuträglichkeiten, deren Abhilfe eine Millionenbevölkerung verlangt, hätten vermieden werden können, wenn zur Zeit das getan worden wäre, was heute auch mit dem größten Kostenaufwand kaum noch möglich erscheint. Diese Tatsachen wirken umso nachhaltiger, da Hegemann keineswegs aus einer vorgefaßten Tendenz heraus schreibt. Er bleibt immer objektiv und kennt seine Pflicht, die Materialien objektiv zu gruppieren. Und das Resultat dieser ernsten, unanfechtbaren und erstaunlich gründlichen Untersuchung ist Erbitterung über die Versündigung am Volkskörper, die ein städtebauliches Epigonentum sich in den letzten Jahrzehnten erlauben durfte. Die Obduktion, die an dem Berliner Stadtkörper vorgenommen wurde, ist keineswegs etwas spezifisch Berlinisches. Fast bei allen unseren Großstädten würde man zu einem ähnlichen Ergebnis gelangen — wie dieses Buch, das ja die Berliner Verhältnisse schildern will, alles andere als eine Monographie von nur lokaler Bedeutung geworden ist. Es muß überall, wo man von einer vernünftigen Siedelungspolitik überzeugt ist, gelesen werden, denn es ist — weit über die besonderen Verhältnisse des einen Stadtbezirkes hinausgehend — eine sorgfältig ausgeschliffene Waffe für die gesamte städtebauliche Diskussion.

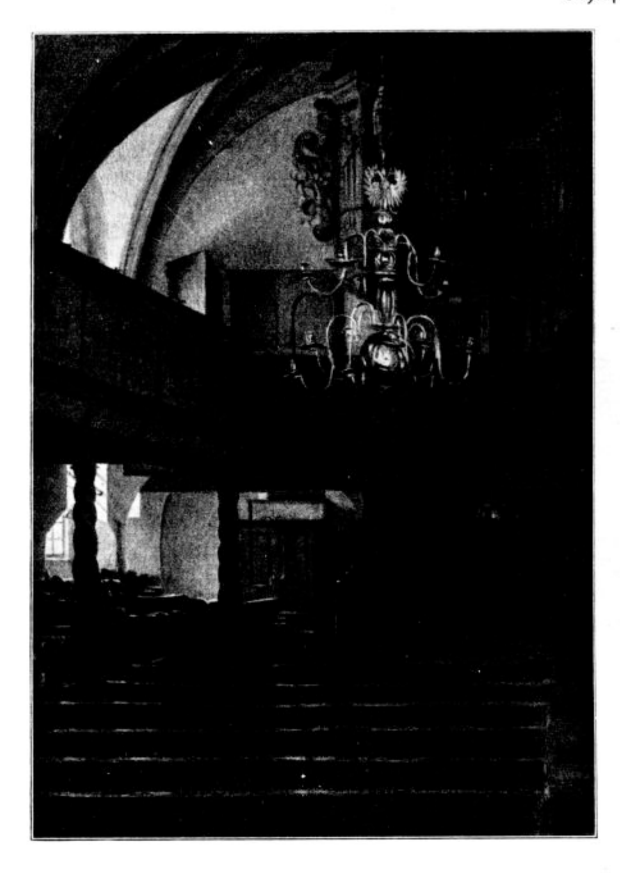
Ein zweites Werk, das seinem Titel nach ebenfalls lokal begrenzt erscheinen könnte, in Wirklichkeit aber allerorten gekannt zu werden verdient, ist der Führer durch die Nationalgalerie von Karl Scheffler (Berlin, Bruno Cassirer). Der Leser stellt sich darunter vielleicht einen Katalog vor, der Nummer um Nummer die in der Nationalgalerie enthaltenen Werke aufzählt oder beschreibt. Vielleicht denkt er auch an einen Spezial-Baedecker, in dem der Bestand der Galerie nach dem System der auszeichnenden Sternchen dem flüchtigen Betrachter vorgesichert wäre. Das umfangreiche, mit vielen Illustrationen ausgestattete Werk ist aber kaum dazu angetan, von solchen Flaneuren durch die Sammlung geschleift zu werden. Es ist gedacht für diejenigen, die hier künstlerische Erlebnisse gesucht, ja gefunden haben und der Eindrücke voll, das Bedürfnis fühlen, sich über das Empfundene und Erlebte klarer zu werden durch eine Aussprache mit einem gebildeten, kritisch gestimmten Kunstfreund. Scheffler will also klären helfen. Dem Besucher wird nicht etwa empfohlen, dieses Werk besonders zu bewundern, jenes unbeachtet hängen zu lassen, wie auch nicht der Versuch gemacht wird, ihm, von Bild zu Bild fortschreitend, ein kunstwissenschaftliches Kolleg anzuhängen. An der Hand der Sammlung, die die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts repräsentiert, sind die Empfindungen eines Menschen niedergeschrieben, der sein Erlebnis zu objektivieren vermag. So ist — bei einer sehr energischen Ausscheidung aller halbechten und halbwahren Gestaltungen — eine Geschichte der neuen deutschen Kunst entstanden, wie sie sich nach der Tschudischen Reorganisation in der Nationalgalerie bietet. Die Betrachtung beginnt bei den Nazarenern, die durch die Deutsch-Römer Böcklin, Feuerbach, Marées und Klinger mit der Gegenwart verknüpft sind, schildert dann die in lokaler Begrenzung sich entwickelnde Wirklichkeitskunst mit Menzel als dem Hauptrepräsentanten, zeigt, wie diese lokale Begrenzung durch den Anschluß an den Impressionismus, durch den Leibl- und Liebermannkreis an den Punkt gelangt, wo sie, wie die fremden Vorbilder, die die Galerie als notwendige Ergänzung enthält, der ganzen Welt zu gehören beginnt. Scheffler hat nicht zu viel versprochen, als er sich erbot, dem Betrachter ein gebildeter Freund zu sein. Es ist ein Genuß, die feinen und klugen Bemerkungen dieses kenntnisreichen und empfindungsfähigen Geistes zu lesen. Ein Genuß, den sich keiner entgehen lassen sollte, der je in der Nationalgalerie das letzte Jahrhundert deutscher Kunstentwicklung erleben konnte.

Paul Westheim

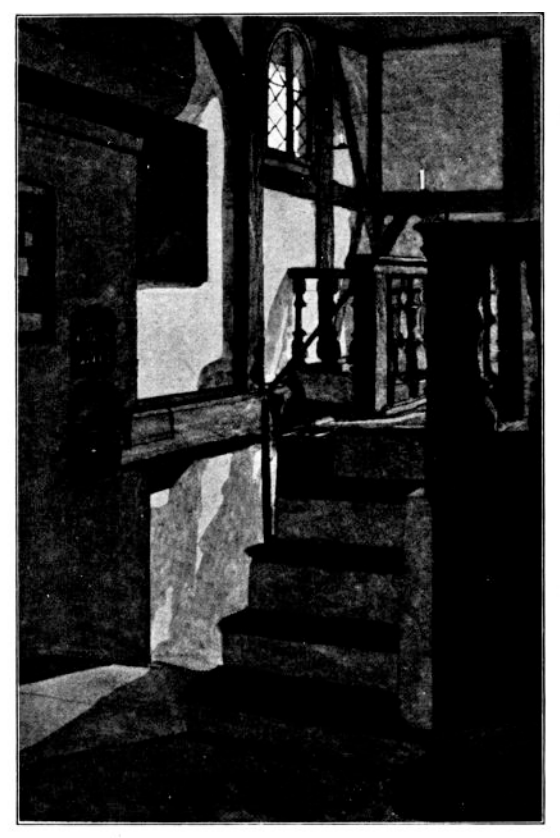


Ex libris von Josef Sobainsky

Schülerarbeiten
der Königlichen Akademie
für Kunst und Kunstgewerbe
in Breslau



Seminar
für Zeichenlehrer
und Zeichenlehrerinnen
Lehrer: Professor Rolle





G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ